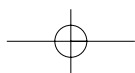
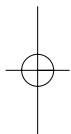
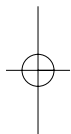
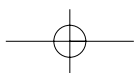
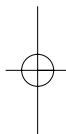
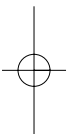


WEM DIE GLOCKE SCHLÄGT





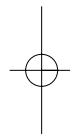
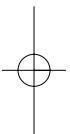
GÖTZ D. MATTHEUS

WEM DIE GLOCKE SCHLÄGT

Erinnerungen eines Hohenschwangauer Heimschülers

1957 – 1966

Im Eigenverlag des Autors

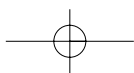


Herausgeber, Kontakt- und Bezugsadresse:
Leopold Tröger, 87439 Kempten, Parkstraße 26

Buchgestaltung, künstlerische Betreuung:
Martin Odstrčil, Kempten

Gesamtherstellung:
AZ Druck- und Datentechnik, Kempten

Alle Rechte vorbehalten
© Götz D. Mattheus, Alabama / USA 2004

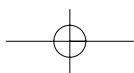
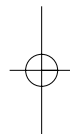
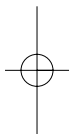


Vorwort

IM SOMMER 2005 JÄHRT SICH DIE GRÜNDUNG der Alt-Hohenschwangauer Schulgemeinschaft zum fünfzigsten Mal. Dieses Jubiläum ist ein weiterer Meilenstein in der Geschichte der Oberrealschule bzw. des Gymnasiums mit Schülerheim Hohenschwangau, das schon 1997 sein „Goldenes“ in festlichem Rahmen begehen konnte.

Der Großteil des Abiturjahrgangs 1966 wird mit mir in nur zwei Jahren ebenfalls auf ein halbes Jahrhundert Zugehörigkeit zur Hohenschwangauer Schulfamilie zurückblicken können, was für mich Anlaß war, Rückschau zu halten auf meine neun Jahre Schulzeit im Dorf der Königsschlösser. Mit diesen persönlichen Erinnerungen sollen die gemeinsamen Erlebnisse und Erfahrungen für meine Klassenkameraden und all die Heimschüler wieder lebendig werden, die im zweiten Jahrzehnt nach der Schulgründung die Schulbank in Hohenschwangau gedrückt und das Heimleben zusammen erlebt und gemeinsam gestaltet haben.

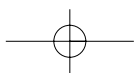
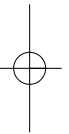
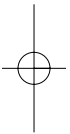
Gleichzeitig soll dieser Rückblick eine Antwort auf die Frage geben, die unsere Kinder wie auch (Heim-)Schüler und Lehrer/Erzieher der späteren Generationen immer dann haben, wenn sie „alte“ Ehemalige in Hohenschwangau beisammen sehen und mit feuchten Augen und ansteckendem Lachen von der „guten, alten Zeit“ („Weißt du noch?“) erzählen hören. Was hat es nun wirklich auf sich mit dem sogenannten „Hohenschwangauer Geist“, der auf diesem wunderschönen Fleckchen Erde zu Füßen von König Ludwigs Märchenschloß allgegenwärtig war – und ist?



I

ALS PÖBEL
IM
VIERTEN STOCK





Warum ?

AUF SEINEN REISEN INS „Land, wo die Zitronen blühen“ machte Johann Wolfgang von Goethe zwischen München und Kochel am See Zwischenstation in einem kleinen Marktflecken, der, langgestreckt und an einen Bergrücken angeschmiegt, am linken, westlichen Ufer der trägen Loisach lag, nur eine Meile vom Zusammenfluß mit der reißenden Isar entfernt.

Diesen Berg krönte einst oberhalb der Weidach-Mühle eine Burg, die 1116 von dem Grafen von Dießen-Andechs in eine ältere Wallburg hineingebaut und später vom „Kreuzritter“ Konrad, Graf von Andechs-Wolfratshausen, erweitert worden war. Nach dem Aussterben der Andechs-Meranier erbten die Wittelsbacher auch diesen Besitz auf dem Schloßberg und bauten ihn zu einer Zollburg aus, welche die beiden für die Floßfahrt wichtigen Wasserstraßen Isar und Loisach kontrollierte. Heute liegt unmittelbar unter der ehemaligen Burg die Lende, von der die „Gaudi“-Flöße in Richtung München ablegen.

Es ist sehr zweifelhaft, ob der Geheimrat aus der beschaulichen Residenzstadt Weimar noch Reste des mittlerweile barockisierten Schlosses vorgefunden hätte, falls ihm der Sinn danach gewesen wäre, zum Burgplatz hinauf zu steigen, um von dort oben seinen Blick ins Isar-Loisachtal und weiter nach rechts zu den bei Föhn zum Greifen nahen Alpengipfeln in Richtung Italien schweifen zu lassen: Nachdem 1734 durch eine Explosion des Pulverturms, ausgelöst durch einen Blitzschlag, das Schloß völlig zerstört worden war, „bedienten“ sich die herzoglichen Untertanen unten im Tal und schleppten, was immer an brauchbarem Baumaterial noch vorhanden war, ab, um ihre bescheidenen aber zum Teil recht ansehnlichen Bürgerhäuser im Ober- und im Untermarkt fester und wohnlicher zu gestalten.

Die Einwohnerzahl dieses verschlafenen Marktfleckens, der erst vor zwei Jahren seine Tausendjahrfeier begehen konnte, war, gefördert durch den Bau der Isartalbahn und durch die Anbindung an die Industriestadt München, bis zum Zweiten Weltkrieg auf immer noch bescheidene 3000 Seelen angewachsen, als der gewaltige Strom von Vertriebenen und Flüchtlingen aus den deutschen Ostgebieten auch diesen kleinen Kreissitz erreichte und ihn in wenigen Jahren grundlegend veränderte.

Unter diesen Entwurzelten und Heimatlosen befanden sich auch meine Eltern, die jenseits der Görlitzer Neisse Hals über Kopf Haus und Hof verlassen mußten und mit ihren zwei kleinen Kindern (ich selbst bin erst ein Jahr nach Kriegsende von einer Hebamme am Starnberger See auf die Welt befördert worden, nachdem das Kreis-krankenhaus noch keine Säuglingsstation hatte) nach einer langen und entbehrungs-

reichen Odyssee schließlich bei den einzigen Verwandten Zuflucht und Aufnahme fanden, die in den Teilen des untergegangenen „Tausendjährigen Reiches“ lebten, die vor einer Besetzung und möglichen Heimsuchung durch die Rote Armee sicher waren. Im Gefolge haben wir zu Fünft die ersten Jahre bei dieser Cousine meines Vaters unter sehr erbärmlichen Verhältnissen, in einem Mansardenzimmer zusammengepfercht, mehr gehaust als gewohnt, wobei es unter dem blechgedeckten Dach in den heißen Nachkriegssommern selbst des Nachts noch so schwül war, daß wir schier nicht einschlafen konnten. Küche, Bad und Klo, welches nur über den Balkon zum Hinterhof hinaus zu erreichen war (so heiß die Sommer waren, so kalt waren die ersten Nachkriegswinter), mußten wir mit zwei anderen Flüchtlingsfamilien teilen.

Nach fünf Jahren bekamen wir endlich von den Behörden eine Zweizimmerwohnung in einem großen Mühlengebäude (es gab bis Anfang der 60er Jahre noch zwei Kunstmühlen in Wolfratshausen) am Mühlbach (zwangs-) zugeteilt, wobei auch hier Bad und Toilette von einem kinderlosen Ehepaar mitbenutzt wurden. Als Toilettenpapier diente uns, wie allgemein üblich, Zeitungspapier, das wir, in entsprechende „Blatt“-Größe zurechtgeschnitten, auf einem Drahthaken aufgespießt haben.

In der Obermühle hielten wir es dann immerhin noch weitere acht Jahre aus, bis meine Eltern das große Wagnis eingingen (da war ich schon in Hohenschwangau), ohne einen Pfennig an Eigenmitteln ein eigenes kleines Häuschen zu bauen, finanziert zum einen Teil durch einen Lastenausgleich (da konnte es nicht schaden, daß meine Mutter mittlerweile eine feste Stelle im Ausgleichsamt des Landratsamts gefunden hatte) und zum anderen durch eine zinslose Anleihe bei unseren hilfreichen Verwandten. Zu diesem Schritt waren meine Eltern nicht nur durch die Beengtheit unserer Mietwohnung bewegt worden, sondern vor allem auch durch die mannigfachen Gehässigkeiten und Schikanen (ja Handgreiflichkeiten), denen wir von Seiten der Hausherren und Mühlenbesitzer, einer alteingesessenen Familie, ausgesetzt gewesen waren, die uns „Preißngschwer!“ und, schlimmer noch, Evangelische am liebsten dorthin zurückgewünscht hätten, wo wir (außer mir natürlich, ich war ja der einzige „Bayer“ in der Familie) hergekommen waren.

Nachdem beide Eltern ganztägig einer Beschäftigung nachgehen mußten, um die fünfköpfige Familie durchzubringen (die ersten Jahre hatte sich mein Vater, von Beruf Diplomlandwirt, mit verschiedenen Gelegenheitsarbeiten durchgeschlagen und war zudem noch monatelang im Sanatorium wegen einer Lungen-Tbc außer Gefecht gesetzt gewesen), wurden mein zwei Jahre älterer Bruder und ich erst einmal in den katholischen Kindergarten (einen evangelischen gab es noch nicht) gesteckt, wo wir ganztags von Nonnen „betreut“ wurden, d.h. wir mußten viel schlafen und beten.

In dieser für meine Eltern sehr schweren Nachkriegszeit war es für meine Mutter schon ein Trost, aus dem Munde einer der „Pinguine“ (wegen ihrer schwarz-weißen Ordenstracht) zu hören, daß „*der liebe Gertzi bestimmt auch einmal in den Himmel kommt*“.

Für die Kinder der neuen evangelischen Mitbürger war erst am 1.2.1950 eine eigene Volksschule mitsamt Rektor und Verwaltung eingerichtet worden (der erzkonservative bayerische Kultusminister Alois Hundhammer hat ja bis zum Schluß eisern an der Konfessionsschule festgehalten). Dazu hatte die katholische Volksschule, erst 1940 als „Knaben- u. Mädchenschule“ neu errichtet und mit protzigem Treppenhäuser und kaltem Steinfußboden ausgestattet, dementsprechende Räumlichkeiten an die bisweilen mißtrauisch beäugte „Konkurrenz“ abtreten müssen, wobei die Klassen 1 und 2, 3 mit 5 und 6 mit 8 jeweils in einem Klassenzimmer gleichzeitig von einem Lehrer (es waren alle drei ebenfalls Vertriebene) gleichzeitig unterrichtet wurden. Es war dabei noch die „gute, alte“ Zeit mit den Schiefertafeln mitsamt Griffeln, Schwämmchen und Läppchen einerseits, sowie dem Federhalter mit den verschiedenen dicken Federn, dem Tintenfaß im Pult und dem Löschblatt andererseits (der Füllfederhalter, auch Füller genannt, zum Tintenfaß und danach mit den Tintenpatronen sollte in der Oberschule dann schon einen gewaltigen Fortschritt bedeuten).

Wie meine älteren Geschwister sollte natürlich auch ich eine Oberschule besuchen. Wolfratshausen mit seinen fast 18000 Seelen hat bis auf den heutigen Tag lediglich eine Realschule (früher Mittelschule genannt) vorzuweisen, das nächste Gymnasium war und ist immer noch das seinerseits in privater Trägerschaft geführte lateinstämmige Realgymnasium Icking, das von Wolfratshausen 5 km und eine Zugstation in Richtung München entfernt liegt. Dort hat meine sechs Jahre ältere Schwester als Fahrschülerin bis zur Mittleren Reife die Schulbank gedrückt, dort hat auch mein Bruder ein kurzes Gastspiel gegeben. Auf Grund der familiären Umstände haben sich meine Eltern, wenn auch schweren Herzens, dafür entschieden, mich nicht auch Fahrschüler in Icking machen zu lassen, sondern in einer Oberschule mit Internat unterzubringen.

Zu diesem Entschluß beigetragen hat hauptsächlich die Tatsache, daß meine Schwester, die bisher nachmittags auf meinen Bruder und mich so nebenbei ein bißchen aufgepaßt hatte, nach ihrem Abgang von Icking hintereinander jeweils ein Jahr in England und in Frankreich als Au-Pair-Mädchen verbracht hat und somit als Hausaufgabenbetreuerin etc. ausgefallen ist.

Wie sind meine Eltern aber ausgerechnet auf Hohenschwangau gekommen, wo es doch so etwas wie Schul(laufbahn)beratung im heutigen Sinn an den Schulen seinerzeit nicht gegeben hat? Sie haben von dieser lediglich 80 km von Wolfratshausen entfernten Schuleinrichtung über einen unwahrscheinlichen Umweg erfahren: Eine Tante väterlicherseits, die als Krankenschwester an der Klinik in Görlitz arbeitete, die bis Kriegsende meinem Großvater gehört hatte und vom Ulbricht-Staat natürlich

enteignet worden war, kannte zufällig eine Familie von Bock und Pollach in Au in der Hallertau, deren älterer Sohn Heimschüler in Hohenschwangau war. In dieser 1947 gegründeten Internatsschule sollten laut Kultusministerium „vor allem Flüchtlings-schüler und Schüler solcher Eltern kommen, die in den Großstädten ausgebombt sind.“ Diese Voraussetzung traf somit zehn Jahre später auch auf mich zu. In der Zusammensetzung des ursprünglichen Lehrkörpers spiegelten sich diese Kriegsfolgen insofern wider, als unter den Pädagogen der ersten Stunde viele waren, deren letzte Wirkungsstätten alliierten Luftangriffen zum Opfer gefallen oder welche, als Ver-treibungsopfer, als Bildungsmissionare ins tiefste Allgäu geschickt worden waren.

Der Schritt meiner Eltern wurde ihnen dadurch leichter gemacht, daß Hohen-schwangau (laut Familie von Bock und Pollach) trotz der vorsintflutlichen und sehr begrenzten Bildungseinrichtungen und primitiven Unterbringungsmöglichkeiten auf pädagogischem Gebiet ein hervorragender Ruf vorausging. Aufgrund dessen befanden sich unter den Schülereltern auch Industrielle und anderweitig Betuchte aus dem Allgäu selbst wie auch aus entfernteren Regionen Bayerns, die Hohenschwangau und seinem Internat den Vorzug vor örtlichen staatlichen oder auch privaten Höheren Schulen gegeben haben, die von der materiellen Ausstattung und vom Umfang des Lehrpersonals her allemal günstigere Voraussetzungen für eine gute Ausbildung ihrer Sprößlinge geboten hätten.

Vor diesem Hintergrund war es verständlich, daß der Andrang zur Aufnahme in Hohenschwangau sehr groß und deshalb eine Wartezeit von zeitweise zwei Jahren zu berücksichtigen war. So haben mich (und meinen Bruder gleich dazu) meine Eltern denn auch zu Ende der dritten Volksschulklasse angemeldet, weil ich erst nach der 5. Klasse übertreten sollte. Dies hatte zwei Gründe: Zum einen war mein Bruder bei seinem ersten Versuch mit Pauken und Trompeten durch die Aufnahmeprüfung in Icking gerasselt, sodaß meine Eltern allein schon deshalb mit mir auf Nummer sicher gehen wollten, zumal ich für meinen Schuljahrgang recht jung war. Zum anderen – und dies war der wichtigere Gesichtspunkt – war ich auf Grund der widrigen Lebensverhältnisse während meiner frühen Kindheit (unser Hausarzt hat Jahre später meiner Mutter anvertraut, daß er oft daran gezweifelt hätte, sie könnte mich durch-bringen) doch ein recht schwächliches und deshalb auch oft kränkliches Knäblein. So hofften meine Eltern zu Recht, daß ein zusätzliches Jahr an der Volksschule mich insgesamt reifer für die Anforderungen machen würde, die eine Oberschule und vor allem das völlig ungewohnte Leben in einem Internat fern von zu Hause an mich stellen würden.

Meine Mutter hat es ihren Aufzeichnungen am 10. 10. 1956 etwas netter anvertraut:

„Du besuchst nun die 5. Klasse der evgl. Volksschule und hättest schon ab der 4. Kl. in die Oberschule übertreten können, namentlich mit Deinem guten Zeugnis, aber wir wollen Dir noch ein sorgenfreies Jahr gönnen.“

Der Besuch der 5. Klasse sollte dann auch zwei weitere Vorteile für mich mit sich bringen, die mir später in Hohenschwangau sehr zustatten kamen. Zum einen wurde an der Evangelischen Volksschule Wolfratshausen schon in den Fünfigern bereits ab der 5. Klasse Englischunterricht erteilt, sodaß ich dann in der 1. Klasse in Ho'gau leichtes Spiel hatte und reihenweise Einser schrieb, was meinem Selbstvertrauen natürlich enorm gut tat. Zum anderen wurden wir in nämlicher Klasse im Rahmen des Faches Schrift mit der deutschen (gotischen) Sütterlin-Schreibschrift vertraut gemacht, sodaß ich die, wenn auch wenigen, Zeilen lesen konnte, die mein Vater (der bis zuletzt nur „deutsch“ geschrieben und sich für Behördenzwecke mit lateinischen Druckbuchstaben ausgeholfen hat) den Briefen meiner Mutter an mich zuweilen angefügt hat.

In Steingaden umsteigen

NUN WAR ICH ZWAR RECHTZEITIG FÜR DAS INTERNAT in Hohenschwangau angemeldet und dafür auch angenommen worden, doch mußte ich vor der endgültigen Aufnahme in die Oberrealschule mit Schülerheim Hohenschwangau eine Hürde nehmen, die jedem Übertrittskandidaten bevorstand, wie gut sein Übertrittszeugnis (mit meinem konnte ich mich durchaus sehen lassen) von der Volksschule auch sein mochte: die Aufnahmeprüfung.

So machten sich meine Mutter und ich spätnachmittags an einem schönen Sonntag Ende Juni 1957 auf den Weg in das mir völlig unbekannte Allgäu (lediglich vom Lech hatte ich schon vom Heimatkundeunterricht her gehört: „... Iller, Isar, Lech und Inn...“). Meine Erfahrungswelt hatte bis zu dieser Zeit von München bis Garmisch gereicht, nach Westen war ich nie über den Starnberger und den Staffelsee hinausgekommen. Da meine Eltern lediglich zwei alte Fahrräder hatten (das meines Vaters hatte noch Holzgriffe an der Lenkstange), waren wir auf öffentliche Verkehrsmittel angewiesen um nach Hohenschwangau zu gelangen. Dies bedeutete jedoch eine Halbtagesreise von vier Stunden mit mehreren Etappen für die insgesamt 90 km.

Evang. Volksschule
Wölfelshausen
Volksschule: _____

ÜBERTRITTSZEUGNIS

Lötz Detlev Matthäus

geboren am 25. Juli 1946 in Munsing
Landkreis Wölfelshausen, Bekenntnis evang.
Staatsangehörigkeit deutsch
Erste Impfung am 30. 4. 1948 Wiederimpfung am _____ 19____
Erste Schulaufnahme am 2. September 1952 in Wölfelshausen
Er - Sie hat die Volksschule vom 2. 9. 1952 bis 18. 7. 1957, zuletzt
den 5. Schülerjahrgang besucht.

Ein ruhiger, aufmerksamer und tüchtiger Schüler.

Religionslehre . . .	<u>sehr gut</u>	Hauswirtschaft . . .	_____
Deutsche Sprache . . .	<u>gut</u>	Rechnen und Raumlehre	<u>gut</u>
Schrift	<u>sehr gut</u>	Zeichnen und Werken . . .	<u>befriedigend</u>
Singen	<u>sehr gut</u>	Turnen und Sport . . .	<u>sehr gut</u>
Heimat-Erdkunde . . .	<u>gut</u>	Mädchen-Handarbeit . . .	_____
Geschichte-Sozialkunde	<u>gut</u>	Englische Sprache . . .	<u>gut</u>
Naturkunde	<u>befriedigend</u>		

Dieses Zeugnis wird dem Schüler zum Zwecke des Übertritts in die Oberrealschule
Lohenschwangau ausgestellt.

Wölfelshausen, den 27. 5. 1957

Schulleitung

Kahnert

Klassenlehrer:

J. Freund

Gebühr: 0,50 DM

Notenstufen: 1 = sehr gut, 2 = gut, 3 = befriedigend, 4 = mäßig, 5 = mangelhaft, 6 = ungenügend.

Mit einer privaten Busgesellschaft ging es zunächst in nahezu entgegengesetzter Richtung nach Starnberg, was bei nur 15 km immerhin 45 Minuten dauerte. Dort hieß es in den Personenzug München-Garmisch umsteigen, der uns in ca. 30 Minuten nach Weilheim brachte, wo auf dem Bahnhofsvorplatz schon unser Bahnbus stand, freilich noch nicht mit laufendem Motor, mußte er doch noch auf weitere Anschlußfahrgäste warten. Schließlich fuhr der Bus ab in Richtung Füssen. Auf einer sehr kurvenreichen, hügeligen Strecke wechselten wir dann in Steingaden ein letztes Mal die Pferde, indem wir in den Bahnbus aus Garmisch umstiegen, der die Queralpenlinie nach Lindau bediente. Endlich erreichten wir spätabends Hohenschwangau, wo wir mit unserem Köfferchen an einem kleinen Wartehäuschen an der Stelle ausstiegen, wo heute das Info-Zentrum steht. Von dort gingen wir dann die Colomanstraße hinunter, vorbei an dem Schulgebäude mit dem „Hotel“-Vorbau mit der Terrasse (einen Bürgersteig gab es natürlich noch nicht) und weiter bis zu unserer Bleibe für die nächsten zwei Nächte, der „Pension Albrecht“, die auch heute noch fast unverändert als „Pension Albrecht-Schmidt“ Touristen Unterkunft bietet.

Die nächsten zwei Tage fanden dann die Aufnahmeprüfungen in drei Fächern statt: am Montag Vormittag um 8 Uhr 15 in Deutsch, am Nachmittag in Religion. Am Dienstag früh um 8 Uhr 15 stand dann Rechnen auf dem Programm. Während der Prüfungen wanderte meine Mutter zum Alpee hinauf und genoß zum ersten Mal von einer Bank am Ufer aus den herrlichen Blick über den See zu den Lechtaler Alpen und zum Schloß Hohenschwangau hinauf. Sie war, wie die anderen Mütter wohl auch, innerlich viel angespannter und nervöser als wir Prüflinge es selbst waren. Meine Mutter hat am 15.7.1957 dazu Folgendes zu Papier gebracht:

„Du hast in Hohenschwangau Deine Prüfung bestanden, was wir mit Tante Eva mit einem Gläschen Wein feierten. 2 × mußten wir dort übernachten ... Man hätte die Prüfung wirklich an einem Tag erledigen können, aber so rannten die nervösen Mütter vor der Schule auf und ab. Es hat uns dort gut gefallen, eine einzigartig schöne Landschaft, Schule direkt unter der Burg Hohenschwangau (!). Es wird Dir dort sicher gefallen.“

Für die Prüfungen hatten wir uns eigentlich nur in Religion etwas gezielt vorbereiten können, indem wir uns im Katechismus einigermaßen hatten auskennen müssen („Du sollst nicht ... Was ist das ? ...“). Die „Pension Albrecht“ war mit einem Fernsehapparat ausgestattet, in dessen Genuß ich abends zum ersten Mal in meinem Leben gekommen bin, haben sich meine Eltern doch erst vor den Olympischen Winterspielen in Grenoble 1968 einen, und dann gleich bunten, zugelegt.

Nach vollbrachter Tat traten wir Dienstag Nachmittag die umständliche Rückfahrt nach Hause an, wo ich die letzten Schulwochen sowie einen Teil der Sommerferien oft

mit meinen Spejln zusammen war. Danach haben wir uns aus den Augen verloren. Dies lag zum einen daran, daß ich hinfort nur selten an Wochenenden oder zu den Ferien nach Hause kam und die kostbare Zeit dann mit meiner Familie verbringen wollte. Zum anderen zogen wir, wie bereits erwähnt, 1959 in unser neues Häuschen, das am anderen Ende des Ortes lag.

Einzug der Mütter

ANFANG SEPTEMBER WAR DANN der große Anreisetag zum ersten Schuljahr in Ho'gau. Meine Mutter hatte sich dafür einen Tag frei genommen, und da wir nicht nur eine Menge Anzihsachen, Bettwäsche und anderen Kram eingepackt hatten, sondern auch unser eigenes Federbett und Kopfkissen mitbringen mussten, hatte sich eine Verwandte, die Tochter der Molkereibesitzerin, erboten, uns mit dem Auto nach Hohenschwangau zu bringen. Sie hatte ihren Sohn Rudi mittlerweile auch dortselbst für das nächste Jahr angemeldet. Schwer beladen mit Koffern und Taschen bahnte sich meine Mutter, mit mir und meiner neuen Schultasche im Schlepptau, einen Weg durch die herumstehende Schülerschar in der „Hotelhalle“. Hierzu gab meine Mutter diese Erfahrungen zu Protokoll:

„8.9.57... Du hattest wieder große Furcht, ich könnte Dich mit meiner lauten Stimme blamieren. Wenn ich wagte, ein paar leutselige Worte an Dich zu richten, kam gleich Dein ‚Scht, scht, sei doch ruhig!‘ Auch mit den schweren Koffern mußte ich mich anstrengen, in strammer Haltung und ohne abzusetzen an den Schülergruppen vorbeizugehen. Da ich so außer Puste war, nahm mir im Gebäude ein älterer Schüler den einen Koffer ab ...“.

Schließlich erreichten wir keuchend und schnaufend über die breite Haupttreppe den dritten Stock, gingen dann den dunklen Gang hinunter bis zum untersten Treppenabsatz der schmalen Holztreppe. Ein letztes Mal verschnaufen, dann die knarzenden, abgetretenen Stufen zum vierten Stock hinauf, der nun für zwei Jahre meine Heimstatt sein würde. Es herrschte bereits reger Betrieb im Gang und in den Zimmern, an deren Türen eine Liste der jeweiligen Bewohner angeschlagen war. Die eine oder andere aufgeregte Mutter wartete vor dem vorderen Erzieherzimmer auf eine günstige Gelegenheit, mit dem zuständigen Präfekten (so hießen die Erzieher damals) der 1. Klasse das Finanzielle sowie organisatorische und pädagogische Fragen

zu besprechen, während andere damit beschäftigt waren, für ihre Kleinen die Holzschränke (alte Militärspinde aus der Zeit der Marineunteroffiziersschule) einzuräumen oder mit gelegentlicher Hilfe ihrer Sprößlinge („Komm, mein kleiner Hase, halt mal die beiden Bettzipfel fest!“) die Betten zu beziehen. Die Schuhe (Hausschuhpflicht!) kamen in den Schuh(putz)raum gleich rechts neben dem oberen Treppenabsatz, während Koffer und Kisten im Speicherraum verstaut wurden, der am entgegengesetzten Ende des Ganges neben der stets abgeschlossenen Stahltür lag, hinter der die Hintertreppe zu den unteren Stockwerken und zur Hintertür führte. Der Speicherraum wurde vom Erzieher nur einmal kurz jeweils vor und nach den Ferien aufgesperrt („Speicherstunde!“).

Während die Mütter dergestalt beschäftigt waren, standen wir Erstkläbler mehr oder weniger verlegen und noch recht schüchtern im Gang oder im Zimmer herum, wo wir unseren Muttis und Mamas eher noch im Wege waren. Da kam es unter Selbigen schon eher zu angeregten und teilweise mit lauter Stimme geführten Gesprächen, in denen sie ihre Erwartungen und Hoffnungen, aber auch ihre Bedenken austauschten. Sie hatten alle mit den Aufnahmeunterlagen auch eine Liste von Kleidungsstücken und anderen häuslichen Artikeln zugeschickt bekommen, deren Besitz im Heim vorgeschrieben war und deren Vollständigkeit und Gebrauch vom Erzieher bei seinen wöchentlichen Schrankkontrollen bzw. im Speisesaal dann auch überprüft worden sind. So mußten wir zum Beispiel eine Mindestanzahl von Stoffservietten vorweisen können (meine waren golden gewirkt und so klein, daß sie nicht einmal meinen Schoß bedeckten), das Besteck, das wir von zuhause mitbringen mußten, sollte in einer besonderen Bestecktasche aufbewahrt sein, wie ich sie im ersten oder zweiten Brief nach Hause gezeichnet habe, der meine ersten Eindrücke vom Heimleben wiedergegeben hat.

Schließlich schaffte es auch meine Mutter, beim Heimerzieher die Nächste zu sein und verschwand in dessen Zimmer, um die vielen Fragen loszuwerden, die jede besorgte Mutter bezüglich der Heimunterbringung ihres Lieblings und dessen Wohlergehens wohl hatte. Das Finanzielle kam dabei natürlich nicht zu kurz. Sie lieferte erst einmal einen größeren Betrag an Wirtschaftsgeld ab, der die ersten Anschaffungen und den nötigen Bedarf für die ersten zwei Monate bis zur ersten Heimfahrt abdecken sollte. Dazu zählten hauptsächlich Artikel für den Schulbedarf – und natürlich unser Taschengeld.

Während wir vier Neue in der „Löwenhöhle“ uns erst einmal zaghaft beschnupperten, hielt sich der Fünfte im Bunde, ein Thomas (vom „Bide“ stets „Bum“ Krüger genannt), anfänglich im hinteren Teil des Stockwerks auf, wo die Zimmer der Zweitklässler waren. Dort herrschte lebhaftes Treiben und man hörte immer dann ein „Halli-Hallo“, wenn sich wieder ein Rückkehrer, womöglich von der adriatischen

Sonne gebräunt, aus den Sommerferien zurückmeldete („Wo warst du denn in den Ferien?“). Wir haben dann schon verstanden, daß „Bum“ K. (von uns hinfort „Friese“ genannt wegen seiner strohblonden Igelschnitt-Frisur) ein Wiederholer war und sich natürlich erst einmal zu seinen alten Kameraden hingezogen fühlte. Die haben ihn jedoch schon sehr bald abgewimmelt, sodaß er sich zu uns gesellen mußte und großmäulig damit anfang, uns Frischlinge in die Gepflogenheiten im Vierten Stock einzuweißen. Die wichtigste Verhaltensregel, die wir unsere gesamte Laufbahn im Schülerheim beherzigen sollten, war mit dem Tätigkeitswort „geiern“ umschrieben, dem Meister seines Handwerks würde von der Heimgemeinschaft der Ehrentitel „Obergeier“ verliehen. Dieser würde gleichzeitig bewundert und beneidet. Der Friese hatte uns auch schon vorexerziert, wie vorteilhaft eine „Geierei“ auf Grund eines Wissensvorsprungs für einen sein kann, indem er als Erster (womöglich noch vor der offiziellen Zeit) angereist war und sich deshalb das „beste“ Bett (am Fenster), das „beste“ Nachtkästchen (am wenigsten ramponiert, wenn nötig vertauscht) und den „besten“ Schrank (im Gang gleich neben der Tür) „geiern“ konnte. Es gab zwar einen Schrank direkt im Zimmer, der stand aber gleich hinter der Tür und gehörte somit zum nächstgelegenen Bett an der Gangwand, welches von Jörg aus Pfronten-Weißbach belegt wurde. Dieser sah schon bald – oder glaubte zu sehen – in der Tatsache, daß er als Einziger seinen Schrank im Zimmer hatte, einen zusätzlichen Vorteil darin, daß er selbigen besteigen und von oben auf sein Bett springen konnte. Nach ein paar halbherzigen Versuchen gelang ihm dann doch ein Sprung mit wahrhaft durchschlagendem Erfolg mit der Folge, daß er für das durchgekrachte Bettgestell finanziell aufkommen und dazu noch mit des Erziehers Bratzn wieder mal Bekanntschaft machen mußte.

Der „Krüger“ (wir redeten uns in den Anfangsjahren meist noch mit den Nachnamen an) war ein „Datschiburger“ aus Augsburg und als Einzelkind recht verzogen. Er hat uns die erste Zeit mit seinen tollen Freizeiterlebnissen in Italien („Alpe Marina di Massa“) mit seinem Vater genervt. Sein Verbleib an der Schule sollte zu unser aller Erleichterung jedoch nur von kurzer Dauer sein. Die restlichen zwei Mitbewohner der „Löwenhöhle“ waren wie ich mehr oder weniger schüchterne Bürschchen: der Joseph aus Marktoberdorf und der Peter aus Schwabmünchen. Somit war ich der einzige Oberbayer unter lauter Schwaben-Allgäuern. Wir sprachen weiterhin fleißig Dialekt, wobei ich bei der Zusammensetzung im Zimmer schon etwas aus dem Rahmen fiel.

Nach ihrem Gespräch mit dem Erzieher gingen meine Mutter und ich in den Hof hinunter, wo es, wie bestimmt bei all den anderen Plebsen auch, zu einem tränenreichen Abschied von meiner Mutter kam, obwohl ich mir natürlich fest geschworen hatte, vor den Anderen „stark“ zu sein. Immerhin würde ich meine Eltern erst zu den Allerheiligenferien in zwei Monaten wiedersehen, und so lange war ich zuvor nur mit

fünf Jahren während meines Aufenthalts in einem Sanatorium von ihnen getrennt gewesen. Diesen Trennungsschmerz hat meine Mutter geteilt: „... *Oh, es ist mir bitterschwer geworden – Dir anscheinend nicht. Ich hab’ Dich hergeben müssen und der Ernst des Lebens beginnt für Dich... Wer wird mir nun mein Bettel wärmen und sich mit dem Däumchen nuckelnd an mich kuscheln?*“

Die Heimleitung glaubte damals, aufkeimendes Heimweh unter den Jüngsten dadurch schnellstmöglich überwinden zu können, daß man sie das erste Heimfahrtswochenende nicht heimfahren ließ. Zudem sollten wir die ersten zwei Monate von unseren Eltern auch nicht besucht werden, damit unter uns weder Gefühle des Neids noch der Enttäuschung aufkommen könnten, wenn der Eine Besuch bekäme und der Andere nicht. So konnte es nicht Wunder nehmen, daß die Zartbesaiteten unter uns (und ich gehörte dazu, wie aus dem Brief vom 20.4.1958 nach Hause hervorgeht: „*Immer nach den Ferien hab ich Heimweh.*“) sich wie von Gott und der Welt verlassen fühlten, und so mancher sollte noch häufig feuchte Augen bekommen, wenn er nicht sofort Anschluß gefunden hat und deshalb zu viel Gelegenheit hatte, an Eltern, Geschwister und seine alten „Spezln“ zu denken, die er im Heimatort hatte zurücklassen müssen.

Der Schwarze Platz oder „Alle Mann Coloman!“

DIE FREIZEITGESTALTUNG ZWISCHEN Mittag- und Abendessen sowie zur Sommerzeit zwischen Abendessen und Bettgehzeit hat für uns „Plebse“ fast ausschließlich im Schul- und Heimgelände stattgefunden. Wir waren sehr froh, wenn Freddy einmal mit uns zum Baden im Alpsee gegangen ist oder wenn wir am Wochenende einmal mit den Großen nach Füssen ins Eishockey gehen durften. Ansonsten tummelten wir uns auf dem Küchenhof, im Park oder auf den zwei Spielpätzen. Bei einigermaßen passablem Wetter, wenn es nicht schon richtig zu regnen angefangen hatte (und selbst dann sind wir oft in der Badehose im Hof herumgetanzt oder haben gar mit einem Plastik-Fußball auf dem Platz herumgebolzt), ging der diensthabende Präfekt durch den Stock und hat uns alle aus den Zimmern zum dritten Stock hinunter und weiter in den Hof hinausgescheucht. Da nützte es auch den wenigen Stubenhockern nichts, sich in eine Klokabine einzusperren. Ich war von den beengten Wohnverhältnissen zu Hause ohnehin gewohnt, das ganze Jahr hindurch, wenn das Wetter es nur einigermaßen zuließ, meine Freizeit an der frischen Luft zu verbringen.

Was waren für mich nun die beschränkten Freizeitmöglichkeiten außerhalb des Heimgeländes? Ohne Begleitung des Heimerziehers (oder Gruppenführers bei den Pfadfindern) durften wir selbiges nur zu einem Gang (Abmeldung mit Ausgangskarte) ins Dorf hinauf verlassen, und dann auch nur in Gruppen. Und was gab es im Dorf schon Aufregendes zu tun und zu sehen ?

Da war das kleine Postamt in dem großen Gründerzeithaus oberhalb des Café Kainz an der Alpeestraße. Dort versah der sehr korrekte und gewissenhafte Herr Krischke, ein Postler vom alten Schlag, mit schütterem Haar und der obligatorischen Brille auf der Nase, seinen Staatsdienst. Ich war über die Jahre sein Kunde in zweifacher Hinsicht. Zum einen brachte ich ihm in unregelmäßigen Abständen (d.h. nicht ganz so regelmäßig, wie es sich meine Mutter gewünscht hätte) ein Paket mit Schmutzwäsche, die dann gewaschen von zu Hause wieder per Post zurückkam. Zum anderen eröffnete ich nach ein paar Jahren beim Krischke ein Postsparkonto, auf das ich Geldgeschenke u.a. deponierte, sodaß ich auch außerhalb der Kassenstunden-Zeiten Zugang zu Geldmitteln hatte.

Krischke war, wie gesagt, ein Beamter von altem Schrot und Korn, der jeden Eintrag in mein Postsparebuch langsam und mit ebenmäßig gestochener Handschrift genau auf den dafür vorgesehenen Zeilen machte und auch die Zahlen genau in die Mitte der Kästchen einsetzte und sie, wenn nötig, noch einmal penibel nachzog. Zwischen die verschiedenen Einträge in einer Zeile zog er sodann mit einem langen Lineal jeweils einen Strich genau zwischen den zwei Linien. Schließlich unterschrieb er bedächtig mit ruhiger Hand und drückte den Dienststempel als letztendliche Amtshandlung fest und ziemlich genau auf den durch Punkte vorgegebenen Kreis. Streusand drüber!

Im Parterre desselben Gebäudes und damit genau unter dem Postamt, das man über eine kleine Außentreppe mit schmiedeeisernem Geländer erreichen konnte, hatte „Tante Emma“, Rosis (Klassenkameradin) Mutter, ihren kleinen Milchladen, wohin wir uns das eine odere andere Mal auch schon nach früherem Schulschluß vor dem Mittagessen abgemeldet haben („Dorf“). Wer eine größere Auswahl an Lebensmitteln, Getränken oder andere Artikel kaufen wollte (vielleicht weil er von Menge und Qualität des Heimessens nicht überzeugt war), richtete seine Schritte weiter die Straße hinauf zum „Ostermayer“. Die Preise für alle Artikel in seinem Laden waren jedoch damals schon auf den Tourismus ausgerichtet, weshalb er bei uns auch unter „Ostergeier“ firmierte.

Meistens jedoch verbrachten wir, wie gesagt, die Nachmittagsfreizeit irgendwo im Heimgelände. Gern hätten auch wir „Kurze“ hin und wieder auf dem Großen Platz gespielt, aber der war für uns so gut wie unerreichbar.

Der Heimleiter gab im Speisesaal jeweils nach dem Mittagessen bekannt, welche zwei Klassen den Fußballplatz diesen Nachmittag „hätten“. Das waren grundsätzlich

nur Klassen der Ober- und der Mittelstufe, die die jährlichen Heimmeisterschaften ausspielten, an denen wir Kleinen natürlich noch nicht teilnehmen durften. Doch zugeschaut haben wir bei diesen gern und oft, blickten wir auf die Egers, Dieterles, Schlichtings und Meixners doch wie auf unsere großen Vorbilder, bewunderten wir „Wotschi“, wie er mit seinen Paraden seinen Kasten freihielt und mit seinen mächtigen Ausstößen für brandgefährliche Szenen im gegnerischen Strafraum sorgte. Selbige waren aber auch darauf zurückzuführen, daß der Bolzplatz nach vielen Spielsaisonen dermaßen strapaziert zu einem ziemlichen Acker verkommen und dadurch eine Ballkontrolle auch für die besten Spieler erschwert war. Nach Regengüssen verwandelten sich die mittlerweile rasenlosen Torräume in knöcheltiefen Morast, sodaß man nach den regelrechten Schlamm Schlachten (deren Ausgang oft unvorhersehbar waren) die ursprünglich verschieden farbigen Jerseys und Hosen nicht mehr unterscheiden konnte. Nur zu gern wetteiferten wir Kleinen darum, wer als Schnellster den Ball wiederbeschaffen konnte, der nach einem Schuß weit über das Tor („Zweiter Stock!“) und über den hohen Drahtzaun 20 Meter dahinter in den Küchen- bzw. Hühnergarten hinuntergefliegen war. Unter den Zuschauern befand sich, neben dem neuen Direx („*Schuß auf die Kiste!*“) oft auch Werscht („*Uh, ist das ein müder Kick!*“), der dem Fußball ohnehin nicht so viel abgewinnen konnte wie anderen Ballspielarten, trotzdem aber seine fachmännischen Kommentare abgeben mußte. Aber einmal im Schuljahr legte auch er sich wie all die anderen Haudegen im Lehrerkollegium, inklusive Direx Voigtländer und dessen Nachfolger Brodocz, mächtig ins Zeug, wenn es gegen die Schüler ging. Neben Heimann, Ott, Gillhuber, Hopfner, Dr. Heindl, Potthast, Dr. Voigt, Braun, Boeckh und Wintergerst sowie dem einen oder anderen Jüngstlehrer spielte auch Heimleiter Schmuck mit, der trotz seiner körperlichen Behinderung (er hatte nur noch einen Arm) wie die anderen auch recht ballgeschickt zu Werke ging.

Auf diesem Foto sieht man ihn zusammen mit Brodocz vor dem Klassenzimmer „Helgoland“, das am 13.3.1961 der Spitzhacke zum Opfer fiel („*Im Hof beim Abreißen von Helgoland zugeschaut*“).

Erst beim gutdeutschen Faustballspiel war Werscht so richtig in seinem Element und ließ in einem weiten Umkreis um sich auf dem Spielfeld nichts anbrennen. Wuchtig schlug er den Ball übers Netz (oder hinein), wobei seine widerspenstigen Haarbüschel wild herumflatterten.



Während des Sportplatzneubaus wurde das Faustballspiel kurzzeitig auf den „Plattensee“ vor der neuen Schule verlegt, was einem Schwanengesang für diese traditionelle Mannschaftssportart gleichkam, die, wie schon der Feldhandball zuvor, den moderneren und rasanteren Ballsportarten wie Volleyball, Hallenhandball und Basketball weichen mußte.

Natürlich wollten wir Kleinen lieber selbst herumbolzen. Für die unteren Klassen stand dafür der „Schwarze Platz“ zur Verfügung, der auch nach jedem Mittagessen vergeben wurde, sei es für Klassen-, sei es für Stockmeisterschaften, zuweilen spielte auch Zimmer gegen Zimmer. Der Aschenbelag dieses Bolzplatzes hatte allerdings von der Beschaffenheit und seiner Lage her seine kleinen und großen Tücken. Zum einen setzte sich der feine, schwarze Staub in der Sportkleidung und am ganzen Körper fest, besonders durch die Socken hindurch an den Füßen und zwischen die Zehen, sodaß vor dem Bettgang eine gründliche Fuß- und restliche Körperwäsche mehr als angeraten war. Schlimmer waren da schon die Verletzungen nach einem Sturz, wie blutende Schürf- oder gar Fleischwunden, die zumindest einen Gang zur Krankenschwester notwendig machten, die unausweichlich erst einmal zur gefürchteten Jodtinktur griff, deren Wirkung ja allgemein bekannt ist. Dumm war zum anderen auch, daß der Ball zwar auf der einen Längsseite des Platzes von der Wand der alten Turnhalle zurücksprang, auf der anderen jedoch ein verschossener Ball in den tiefer liegenden Park hinuntersprang oder gar in den leeren Löschwasserteich hineinrollte und in jedem Fall erst wieder mühsam herbeigeschafft werden mußte. Und wer will dann den Ball schon als Letzter berührt haben? Die Turnhalle hat wiederum denen in der Mittelstufe einen hervorragenden Sichtschutz geboten, die sich heimlich und natürlich verbotenerweise einen Glimmstengel hineinziehen wollten. Eine Schmiere an der Ecke genügte, um die Süchtlinge vor einem herannahenden Erzieher (Bide, Zuchl) zu warnen.

Fußbälle waren damals Mangelware, wir mußten unsere eigenen von zuhause mitbringen. Deshalb war ich selbst mit meiner „Kulle“, die ich gerade erst zum Geburtstag geschenkt bekommen hatte, von Anfang an ein gefragter Spielkamerad, auch wenn dieses Leder zusehends eiförmiger wurde, was natürlich nicht ohne Auswirkung auf Sprung- und Flugeigenschaften des „Eis“ blieb. Schließlich riß die Naht an einer Stelle, sodaß nach einiger Zeit die Gummibläse herauszulugen begann. Spätestens zu diesem Zeitpunkt hätte die Naht wieder zugenäht werden müssen. Da dies aus verschiedenen Gründen jedoch ausblieb, war es nur eine Frage der Zeit, bis die Blase platzte und ich meinen Fußball im Gefolge als Totalverlust abschreiben mußte.

War der Schwarze Platz einmal vergeben, bolzten wir einfach im Park herum oder spielten Federball auf den Betonfundamenten der ehemaligen Baracken jenseits des Fußballplatzes, die gerade abgerissen worden waren. Der Beton heizte sich im

Hochsommer so sehr auf, daß er selbst abends noch warm genug war um sich darauf zu legen und allerlei Spielchen zu machen.

Zum Schuljahresende der 1. Klasse, also im Juli 1958, waren wir eines abends Zeugen eines Freudenfeuers der besonderen Art. In gebührend respektvoller Entfernung konnten wir zusehen, wie die Abiturienten (Per Krüger etc.) nach bestandener Reifeprüfung Seite für Seite aus ihren vielen Heften (Ringbücher waren noch unbekannt) herausrissen und sie zerknüllt den Flammen übergaben. Diese Zeremonie wurde nicht durch lautes Gegröhle (ob Alkohol mit im Spiel war, ist mir nicht mehr in Erinnerung) begleitet. Zu uns auf dem Fußballplatz drang lediglich der Laut von brennendem Papier und knisterndem Holz, und diese Hefteverbrennung, bei der diese Glücklichen stehender- und sitzenderweise um das Feuer gruppiert waren, hatte etwas Stimmungsvolles, ja Feierliches an sich, was durch die einsetzende Dämmerung noch verstärkt wurde. Ehrfuchtsvoll standen wir kleinen Wichte auf dem Platz und dachten uns, ob wir es auch einmal so weit bringen und den Abschied von Hohenschwangau auf eine ebenso denkwürdige Weise begehen würden. Dann mußten wir aber auch schon in unseren Stock hinaufklettern, wollten wir nicht den Zorn (und noch mehr) unseres Erziehers zu spüren bekommen, der uns so kurz vor den Sommerferien ohnehin hatte etwas länger aufbleiben lassen. Das Jahr danach wurden auch noch die letzten Barackenfundamente abgetragen, um für den späteren Aushub für den Schulneubau Platz zu machen. Diejenigen von uns, deren Zimmer auf Neuschwanstein schaute (wir in der „Löwenhöhle“ gehörten leider nicht dazu), konnten noch nach dem Lichtlöschen heimlich und leise ans Fenster gehen und dem nächtlichen Lagerfeuer der Abiturienten von Ferne noch etwas beiwohnen.

Wenn auch die Fußballverrückten selbst im ersten Schnee noch unbeirrt weiter auf dem Platz herumbolzten, so boten die einsetzende weiße Pracht und der sich ebenso einstellende klirrende Frost mannigfache Freizeitmöglichkeiten während der kalten Jahreszeit. Im Gegensatz zum Großen Platz, der, wenn erst einmal von tiefem Schnee bedeckt, seinen tiefen Winterschlaf hielt, gab der Schwarze Platz die Bühne her für die klassische sportliche Betätigung im Allgäuer Winter, indem er in eine große Eisfläche verwandelt wurde. Darauf wurde dann Schlittschuh gelaufen und eifrig Eishockey gespielt, wie man an dem Geschehen auf dem Foto mit der alten Turnhalle im Hintergrund sehen kann. Mit beiden Wintersportarten war ich ja schon von Kindesbeinen an vertraut gewesen.



Nachdem wir Kleinen ohne Aufsicht weder auf dem Schwansee noch auf dem Alpsee (sie sind jeweils bei einer bestimmten Eisdicke für die Größeren von der Heimleitung freigegeben worden), noch im Füssener Kobelstadion Schlittschuh laufen durften, mußten wir uns mit dem heimeigenen Eisplatz begnügen. Wenn wir uns auch zu gern zu unseren externen Klassenkameraden gesellt hätten, die sich beim ersten einigermaßen tragfähigen Eis auf dem Schwansee tummelten, so war Heimleiter Schmuck durch den tragischen Vorfall gewarnt, der sich am 4. Dezember 1958 auf nämlichem See ereignet hat. Gerd, ein Externer aus der Parallelklasse 2a, war beim Schlittschuhlaufen ins Eis eingebrochen, unter das feste Eis geraten und konnte deshalb nicht mehr gerettet werden. Tage später fand die Beerdigung im Füssener Friedhof statt, zu dem der Schulchor ein Requiem sang.

Wie aber wurde der Schwarze Platz in eine Eisfläche verwandelt? Auf drei Seiten (die vierte bildete die alte Turnhalle mit ihrem Sockel aus rohbehauenen Steinen) wurde durch aufgeschaukelten und danach festgetretenen Schnee eine niedrige Umrandung geschaffen, der restliche Schnee auf dem Platz festgestampft. Danach rückte die hilfsbereite Schwangauer Freiwillige Feuerwehr mit einem Wasserschlauch (der an den Hydranten am Rande des Parks angeschlossen wurde) an und ließ soviel Wasser auf den Platz laufen, bis sich eine genügend dicke Schicht gebildet hatte, die dann über zwei, drei kalte Nächte völlig gefroren sein würde. Zur Verbesserung der Eisqualität nach wochenlangem Spielbetrieb wurde die Prozedur während der Lauf- und Spielsaison ein oder zwei Mal wiederholt. Nach Schneefällen war stets ein Schneeräumkommando damit beschäftigt, die Eisfläche wieder einigermaßen bespielbar zu machen. Es war uns dabei etwas tröstlich zu wissen, daß auch die Größeren, die auf Alp- und Schwansee den Winterfreuden frönen durften, oft mit Schneeschippe auszogen und daß der liebe Petrus auch für sie vor das Vergnügen den Schweiß gesetzt hat. Und ich erinnere mich ebenso noch an mein allererstes Eishockeyspiel im alten, anfangs noch unbedachten Kobelstadion, als bei Schneetreiben das Spiel mehrmals unterbrochen werden mußte, damit Platzanweiser als Schneeräumer die Eisfläche wieder für einige Zeit bespielbar machen konnten.

Nachtlauf war auf unserem Heim-Eisplatz nach dem Abendessen sogar möglich, wenn auch die zwei Laternen an den Ecken der alten Turnhalle nur sehr spärliches „Flutlicht“ spendeten.

Mittlerweile hatte auch ich richtige Eishockeyschuhe, wenn auch von meinem Bruder „geerbte“, und war mit meinen alten Kufen, die man sich noch mit Hilfe eines Schlüssels an die Stiefel anschrauben mußte („Schraubendampfer“), dem Gespött der Anderen nicht ausgesetzt, wie es noch zur Volksschulzeit der Fall gewesen war.

Für andere Winterfreuden stand uns im Laufe der nächsten Jahre die weite Schwangauer und Hohenschwangauer Flur zur Verfügung, sei es für das Skifahren



am Fuß des Tegelbergs oder der Hornburg, wie dies das Foto aus der Mittelstufenzeit belegt (Ski hinschleppen, Hang einstapfen, zwei oder drei Mal hinunterfahren, wieder heimlatschen), oder am Alpenrosenhang (da konnte man öfter hinunterfahren, weil er schon eingefahren und mit einem primitiven Tellerlift ausgestattet war), sei es zum Rodeln, wofür wir dann gleich unter mehreren Bahnen auswählen konnten. Zum einen bot sich nicht weit vom Heim entfernt eine pfundige Strecke in Gestalt des Fußwegs an, der von der Schloßstraße von Neuschwanstein herunter abzweigt und durch den Schloßwald unter kurvenreicher Streckenführung schließlich kurz nach dem Postamt in die Alpeestraße

mündet, wobei das allerletzte Stück geteert, sehr steil, im Winter geräumt und deshalb recht vereist war, sodaß wir den Bremsvorgang rechtzeitig einleiten mußten, um noch vor der Alpeestraße zum Stillstand zu kommen. Auch der Rest der Strecke verlangte uns größtes technisches Können ab, nachdem durch den dichten Wald nur wenig Schnee auf den beinharten Boden fiel, was die Fahrt sehr schnell machte.

Weniger flott ging es die offizielle Rodelbahn, den Holzweg hinunter, weil der viele Schnee (der Weg führte nicht durch dichten Wald) und der schotterige Boden darunter die Fahrt doch erheblich abbremsen. Am rasantesten gestaltete sich natürlich die Rodelfahrt die geteerte Schloßstraße mit der letzten großen Kurve zum „Lisl“ hinunter. Diese Gaudifahrten waren allerdings offiziell verboten, weil es dabei ja zu unliebsamen und auch folgenschweren Begegnungen mit den (damals zwar noch sehr wenigen) Pferdekutschen oder gar mit einem Kraftfahrer mit Fahrberechtigung hätte kommen können. Eine solche Befürchtung war auch wirklich nicht ohne Berechtigung, bekam man doch auf der, wenn auch nur gering abschüssigen, trotz des ohnehin mäßigen Spliteinsatzes dennoch sehr eisglatten Fahrstraße im Verlauf der Fahrt einen immer größer werdenden Zahn drauf, sodaß Ausweichmanöver (Bremsen wäre unsinnig und töricht gewesen) schon das ganze Können des Rodlers erforderten. In höchster Not war dann schon ein blitzschnelles Absteigen vom Sportgerät angesagt, wobei man mit den gelegentlichen Hinterlassenschaften der Kutschpferde rechnen mußte, besonders wenn es schon dunkel war. Tatsächlich bevorzugten wir für unseren

Rodelspaß die Abendfreizeit, wenn uns die Touristen nicht mehr ins Gehege kommen konnten. Wer wie ich keinen Schlitten sein eigen nennen konnte und wenn alle verfügbaren Rodel schon ausgeliehen waren, hat sich schon mal mit einem Plastiksack als Hosenbodenunterlage oder besser noch, wie Ohr und ich es in der Mittelstufe oft getan haben, mit einem vierkantigen Reklameschild aus Blech von AGFA oder KODAK beholfen, das wir plattgestampft und vorne ein bißchen aufgebogen haben. Da machten die Söhne aus Nippon zuweilen große Augen, wenn wir ihnen auf der Schloßstraße entgegengerast kamen und sie im ersten Augenblick dachten, wir würden auf dem blanken Hosenboden der Krachledernen (welche all die Jahre weiterhin mein bevorzugtes Kleidungsstück gewesen ist, wobei ich stets eine von meinem Bruder abgelegte abtragen mußte) herunterkommen. Für eine Abfahrt bäuchlings konnte ich mich dagegen nie erwärmen, zu groß schien mir doch das Verletzungsrisiko bei einem solchen halsbrecherischen Unternehmen zu sein.

Oftmals jedoch, besonders im Winter, wurde uns die Entscheidung über die Art der Freizeitgestaltung gänzlich abgenommen, denn der Heimleiter verkündete nach dem Mittagessen, daß sich die Klassen 1 mit 5 ausnahmslos draußen im Hof versammeln sollten, um mit zwei Erziehern als „Kompanieführer“ zu einem Nachmittagsmarsch „in Zweierreihen“ nach St. Coloman auszurücken. Von dieser oder ähnlichen organisierten Zwangs-Freizeitgestaltung gab es nur dann ein Entrinnen, wenn man wirklich krank war (Simulanten ließen sich bei Androhung einer Einweisung ins Krankenzimmer sehr schnell zur Wanderlust bekehren), oder wenn einem im Rahmen der Pfadfinderei eine interessantere Alternative geboten wurde. Aber so schlimm war der Kollektivmarsch nach St. Coloman schließlich auch nicht, förderte er doch ungemein den Gemeinschaftssinn der Heimschüler und belohnte uns dazu noch regelmäßig mit einer Schneeballschlacht, in die auch die Erzieher nicht umhin konnten, mehr oder weniger freiwillig mit einbezogen zu werden.

Während der Schulpausen war das Schneeballwerfen hingegen strengstens untersagt, und eine dementsprechende Zuwiderhandlung hat mir in der 2. Klasse auch (von „Schlotter“) den ersten von doch ein paar Verweisen in meiner Laufbahn eingebracht.

Schließlich gingen wir einmal im Winter gruppenweise mit einem Erzieher an einem Samstag Nachmittag zur Hirschfütterung (die später der Tegelbahn weichen und jenseits des Bannwaldsees verlegt werden mußte). Wir stapften dann im Gänseschritt durch den tiefen Schnee über die Pöllat zu dem Stadel, an dessen Seite zum Tegelberg hin sich ein langer, breiter Sichtschlitz befand, durch den wir, auf einer Bank sitzend, beobachten konnten, wie der Förster die Traufen mit Heu füllte, ein paar Salzsteine auslegte und an einer anderen schneefreien Stelle Kastanien anhäuften. Zuletzt – es war mittlerweile schon dämmerig geworden – schüttelte er einen mit ein paar Kastanien

gefüllten Blechkübel, um mit diesem „Scheppern“ („Es ist gedeckt!“), das die winterliche Abendstille auf eine dumpfe Weise unterbrach, das Rotwild aus dem nahen Bergwald anzulocken. Es dauerte dann auch nicht lange, bis die Vorhut, erst noch schemenhaft, durch die Bäume sichtbar wurde und nach und nach das ganze Rudel sich zum Abendschmaus eingefunden hatte. Da waren stets ein, zwei kapitale Sechzehnder dabei. Beim Zermahlen des Futters, besonders der Kastanien, drang dabei ein „mampfig-dumpfes“ Geräusch zu uns herüber, dann und wann durch ein Schnauben unterbrochen, wenn der Platzhirsch einen zu kecken „Halbstarken“ in die Schranken wies. Nach ungefähr 20 Minuten Futterzeit traten wir den Rückmarsch zum Heim an. Dazu scheuchte der Förster das Rudel erst durch ein paar „Ho-ho“-Rufe ein bißchen von den Traufen weg, nach unserem Abgang würden sie dann gemächlich wieder zurückkommen und den Rest ihres Abendbrots verzehren.

An Tagen, an denen das Wetter zu unwirtlich für eine Freizeitgestaltung im Freien war, standen uns drei oder vier Tischtennisplatten im Musiksaal zur Verfügung. Erst mußten freilich die „Musik“-Stühle gestapelt und verräumt werden. An den Tischen wurde fleißig für Meisterschaften trainiert. Zur Not tat es auch der Tisch im Zimmer, an dessen Mitte ein kleines, meist schon ramponiertes Netz mehr oder weniger fachgerecht angebracht war.

Aus Eglfing!

NACHDEM WIR UNS dergestalt am Nachmittag draußen (und manchmal auch drinnen) ausgetobt hatten, stürmten wir gegen 15 Uhr 10 zur Durchreiche gegenüber dem (und für den) Kleinen Speisesaal, wo vor der Studierzeit noch eine „Jause“ (wie Fr. Annemarie die Nachmittagsbrotzeit nannte) verabreicht wurde. Nachdem es oft noch aufgewärmte Reste vom Mittagessen gab, herrschte vor dem Ausgabeschalter großer Andrang und unvermeidliches Gerangel, wobei sich die etwas Größeren naturgemäß brachial vordrängelten, wenn ein Erzieher nicht zugegen war, um eine ordnungsgemäße Essensausgabe zu gewährleisten. Ansonsten galt wie üblich die Regel „Wer zuerst kommt, mahlt zuerst“. Für jeden, der sich auf irgendeine Weise auch immer etwas Leckeres „gegeiert“ hatte, war es dann beschwerlich, sich gegen die andrängende Meute einen Weg in den Gang hinaus zu bahnen. Am sichersten war es dabei, sich langsam, über seine „Beute“ gebeugt und sie mit beiden Ellbogen zur Seite hin schützend und an die Brust drückend, nach rückwärts durchzukämpfen.

Es was dabei unvermeidlich, daß man sich bei solchen Manövern durch das Herumgeschubse und Geschiebe bisweilen mit Suppe oder Bratensoße bekleckerte, was unweigerlich bei den anderen Heiterkeit und Schadenfreude auslöste. Der Großteil von uns Kleinen mußte sich ohnehin mit trockenem Graubrot und gelegentlichen Resten vom Frühstück oder letzten Abendessen (Butter, Streichkäse, Metwurst etc.) begnügen. Um den Brotscheiben etwas Geschmack zu verleihen haben wir „Fondor“ oder ähnliche Trockengewürze daraufgestreut. Heiß umkämpft waren die wenigen Endstücke („Scherzl“, „Rempfl“, „Kantn“), die in den Brotkörbchen lagen. Wie auch immer sich die „Geierei“ am Ausgabeschalter für einen gestaltet hat, die Zeit zum Verzehr der Beute war eine recht kurze, mußten wir doch schon wieder im Schweinsgalopp in den vierten Stock hinaufspurten, wo es dann auch schon zum ersten Mal zur Studierzeit schellte. Es galt nun in Windeseile an Hand des Hausaufgabenheftes den Schulranzen zu packen und unverzüglich wieder in den ersten Stock hinunter zu hetzen, wo die besonders Eifrigen schon auf das Aufsperrn des Studiersaals (Klassenzimmer „Garmisch“, „München“ oder „Regensburg“) warteten. Sodann stürmte Alles hinein, obwohl es ausnahmsweise gar nichts zu „geiern“ gab, war doch schon Anfang des Schuljahres eine feste Sitzordnung eingeführt worden. Vom zweiten Läuten um halb vier Uhr an war dann strengstes Stillschweigen angesagt, jedwede Ruhestörung ist von der strengen Aufsicht spätestens im Wiederholungsfall mit Strafmaßnahmen (z.B. einhundert Mal schreiben „Ich muß während der Studierzeit ruhig sein“ oder bis auf Widerruf in der Ecke stehen und sich nicht umdrehen) geahndet worden.

In der ersten Studierzeithälfte saß die Aufsicht (es waren stets externe Lehrer wie „Pott“, „Knolle“, „Schlotter“, „Haifisch“, samstags betreuten uns Oberstufenschüler) hinter dem mächtig-breiten Pult auf dem zur schwarzen (Schiefer-)Tafel reichenden Podium und sah nur dann und wann auf und ließ einen warnenden Blick über die Schülerreihen schweifen, um auch das leiseste Geflüster im Keim zu ersticken. In der Studierzeitpause wie auch sonst tagsüber war es uns nicht erlaubt, vom Klassenzimmer „München“ aus auf die umbrüstete Terrasse über der Eingangshalle zu gehen. Angeblich bestünde Einsturzgefahr. Erst in der zweiten Studierzeithälfte durften wir Fragen stellen und gegen Schluß uns auch im Gang gegenseitig Vokabeln oder aufgegebene Gedichte oder Teilen von ihnen („Die Bürgschaft“, „Die Glocke“, „Belsazar“, „Der Zauberlehrling“, „Der Taucher“ u.a.) abfragen. Ich habe mich oft zum Geigenüben in einem der Übungsräume oder zur Geigenstunde im Musiksaal abgemeldet.

Da wir in den ersten Wochen naturgemäß noch nicht so viele Hausaufgaben aufbekommen haben, verlief die zweite Studierzeithälfte in einer gelockteren Atmosphäre, durften wir auch mal „Karl May“ oder ähnlich „gute“ Lektüre lesen.

Dabei kam es sehr früh zu einem denkwürdigen und für mich recht peinlichen Vorkommnis. Eine unserer Studierzeitaufsichten war der Hopfner Fritz (der es später zum Stellvertreter von Werscht bringen und dessen Enkel ich dereinst selbst als Heimerzieher der Oberstufe betreuen sollte). Er wollte von uns wissen, wie es uns so in Hohenschwangau gefalle und woher wir überhaupt alle kämen. Schließlich fragte er uns auch, ob wir uns denken könnten, aus welcher Ecke Bayerns er wohl stamme, in der Erwartung, die Oberbayern unter uns würden ihn schon als Landsmann identifizieren können, was ich dann auch tat, nur nicht in der Weise, wie er sich das vorgestellt hatte. Ich saß hinten an der Gangseite des Studiersaals und mußte, wenn ich vorne verstanden werden wollte, etwas lauter rufen. Und es hat dann auch jeder verstanden, was ich – nach kurzem Zögern, während dessen sich sonst keiner zu Hopfners Frage äußern mochte oder traute – nach vorne rief: „Aus Eglfing!“ Am meisten erschrocken über die Tollkühnheit meines Ausrufs angesichts des Respekts, den unsere Studierzeitaufsicht bei uns Kleinen mit den pechschwarzen, gekräuselten Haaren und dem in unseren Augen stets grimmigen und bedrohlich stechendem Blick von Anfang an hatte, war ich selbst. Alles war mucksmäuschenstill, als Hopfners Fritz langsam, während mir vor Furcht darüber, was mir jetzt blühen würde, das Herz in die Hose rutschte, durch die Bankreihen auf mich zuing, mich streng fixierte, mich mit ruhiger Stimme aufstehen hieß, ein Büschel Haare hinter meinen Ohren und damit auch mich ein wenig „hochzog“, sodaß ich leise jammernd auf den Zehenspitzen tänzelte, und schließlich – während mir vor Schmerz und Scham ein paar Tränchen die Wangen hinabkullerten – mir mit ruhiger aber fester Stimme und ohne Zornesröte im Gesicht, das trotz allem Güte austrahlte, ins Gewissen redete. Ich hätte meine Antwort wohl nicht richtig durchdacht, sie wäre mir in meinem jugendlichen Leichtsinne bestimmt nur einfach so herausgerutscht und ich würde sie im Rückblick ganz sicherlich bereuen. Dies alles bestätigte ich ihm dann auch unumwunden und uneingeschränkt. Für mich und alle anderen überraschend hatte dieser Vorfall im Studiersaal keinerlei Nachspiel. Andererseits zeigte sich an dieser Episode ein erstes Anzeichen von Schelmentum, das mir in späteren Jahren in Hohenschwangau nachgesagt werden sollte.

Kassensstunde!

MONTAGS „PESTEN“ WIR ERSTKLÄSSLER gleich nach dem Abendessen in unseren Stock zu unseren Zimmern hinauf, wo wir voller Erwartung und Vorfreude ausharrten, bis unser Erzieher nach dem Präfektenpalaver am Lehrertisch die knarrende Treppe heraufgepoltert kam und erst einmal in seinem Zimmer verschwand. Dort traf er dann die nötigen Vorbereitungen für das Dienstgeschäft der Woche, dem wir wie keinem anderen entgegenfieberten, nämlich der Ausgabe des wöchentlichen Taschengeldes. Nach ein paar Minuten trat er dann erneut auf den Gang und rief einmal laut das magische Wort, worauf er wieder in seinem Zimmer verschwand und die Tür hinter sich zumachte. Derweilen brach im Gang die Hölle los, alle Zimmertüren wurden aufgerissen, die Insassen stürmten von beiden Seiten des Ganges zum Erzieherzimmer und trachteten danach, sich einen möglichst guten Platz in der Schlange zu „ergeiern“. Daß dies auch hier nicht ohne Gerangel abging, ist naheliegend, wobei wir in der „Mausefalle“ die günstigste Ausgangsposition hatten, lag unser Zimmer doch direkt visavis dem Erzieherzimmer. Diese örtliche Nähe zum Erzieher sollte uns jedoch bei anderen Gelegenheiten keineswegs zum Vorteil gereichen. Schließlich durfte der erste Bittsteller nach einem „Herein!“ des Erziehers eintreten und seine 2 Mark in Empfang nehmen. Nach kurzer Zeit kam er mit strahlendem Gesicht heraus und machte die Tür wieder hinter sich zu. Bis der Nächste hereingerufen wurde, dauerte es eine Weile, weil der Erzieher bei der Führung des Kassenbuches sehr gewissenhaft war. Mit leeren Händen und langem Gesicht kam schneller derjenige wieder heraus, dessen Konto (fast) erschöpft war, weil er für den vom Erzieher die Woche zuvor angemahnten finanziellen Nachschub für das Wirtschaftsgeld durch die Eltern nicht gesorgt hatte. Was wir alle jedoch wieder mit herausbrachten, waren eine Menge Rauchpartikel in unseren Lungen, war unser Präfekt doch ein Kettenraucher vor dem Herrn, und hätten mich die finanziellen Aspekte des Rauchens und die frühe Einsicht in die gesundheitliche Schädlichkeit desselben nicht schon vor einer Raucherkarriere bewahrt, so hätte dies bestimmt der abstoßende Gestank in seinem rauchgeschwängerten Dienstzimmer getan, oder auch der Anblick seiner „angegilbten“ Raucherfinger oder seiner dementsprechenden Zähne.

Wer unverrichteter Dinge wieder abziehen mußte, hat dann oft seine Zimmerkameraden bedrängt, ihm etwas über die finanzielle Durststrecke zu helfen.

Bei unserem zweiten Erzieher im vierten Stock, der in der zweiten Klasse unser Wirtschaftsgeld betreute, ging die Taschengeldausgabe, wie alles Andere auch (Geduld

war eben nicht seine starke Seite), viel schneller und lockerer über die Bühne, sodaß uns noch etwas mehr Abendfreizeit übrig blieb. Zum Einen ließ er einen „Herold“ die Taschengeldausgabe im Gang verkünden, welches selbige dann im Ruck-Zuck-Verfahren abgewickelt wurde. Da gaben sich die „Ausgebrannten“ die Türklinke einfach in die Hand. Auch war seine Buchführung nicht so ordentlich und penibel genau wie bei seinem Kollegen. Bei ihm konnte man auch schon mal sein Konto leicht überziehen, oder er streckte die eine oder andere Mark aus seiner Privatschatulle vor.

Bastonaden vom „Herrn Fessa“ – und noch mehr

VON UNSEREN BEIDEN PRÄFEKTEN im vierten Stock hielt, wie bereits angedeutet, „Gaulo“ Hörmann ein recht strenges Regiment und sorgte allgemein für Zucht und Ordnung. Demzufolge lagen ihm Tugenden wie Sauberkeit, Pünktlichkeit und Ordentlichkeit sehr am Herzen und mit diversen pädagogischen Maßnahmen schaffte er es auch, daß er selbst die hartnäckigsten Schlamper wenigstens nach außen hin von der Notwendigkeit überzeuete, alle Punkte der „Gaulo-schen“ Stockordnung einzuhalten. So ging die Sterilität unserer Zimmer auch auf das strikte Befolgen der Gebote zurück, die erwähnte karge Grundeinrichtung der Zimmer in keiner Weise zu verändern und ihr nichts hinzuzufügen, vor allem nichts, was den Einschlag von Nägeln in die Wand voraussetzen würde. Auch das Anbringen von Postern mit Hilfe von Tesafilm war aus verständlichen Gründen verpönt, wenn auch an den Wänden nur zu gut zu erkennen war, daß frühere Insassen sich an diese Vorgaben nicht gehalten hatten. So beschränkte sich das individuelle Ausgestalten unseres Wohnbereiches auf ein kleines Nachttischdeckchen mit dem einen oder anderen Familienfoto oder Nachttischlämpchen darauf. Die Zimmerstühle waren lediglich für die Ablage der Kleider vor dem Bettgang gedacht und durften tagsüber ausschließlich als Sitzgelegenheit dienen. Der wenn auch relativ kleine Zimmertisch in der Zimmermitte sorgte für eine sehr eingeschränkte Bewegungsfreiheit.

Was Gaulos Reaktion auf Verstöße gegen die Stockordnung oder Verletzungen von grundsätzlichen pädagogischen Prinzipien anbelangt, stand ihm ein Arsenal von Maßnahmen der allgemeinen (wie ich sie schon von meiner Volksschulzeit her zur Genüge kannte) wie auch der besonderen „Gaulo-schen“ Art zur Verfügung. Er zog dabei sein Register je nach Sachlage oder Laune. Zur ersteren Kategorie gehörten die

Nachwehen, die Gaulos wöchentliche Schrankkontrollen bei Beanstandungen nach sich zogen. Dies war z.B. der Fall, wenn Schmutzwäsche nicht vorschriftsmäßig (und unsichtbar) in nämlichem Sack verstaut oder Hemden und Unterhemden nicht ordentlich gestapelt in den Fäschern lagen, oder wenn Schuhe oder gar Stiefel im Schrank gefunden wurden statt in geputztem Zustand im Schuhputzraum zu liegen. Ungemach drohte jedem schon im Vorfeld, wenn er seinen Schlüssel im Schrank hatte stecken lassen. In diesem Fall mußte er diesen mit 10 Pfennigen seines Taschengeldes wieder einlösen. Häufig kam es auch vor, daß Schlüssel abbrachen, was die Hilfe des Hausmeisters notwendig machte, um den Bartteil des Schlüssels, der im Loch steckte, herauszubekommen.

Die Schrankkontrollen wurden von Gaulo (Freddy war da nicht so fixiert) kurzfristig angesagt, damit den größten Schlamperern unter uns nur genügend Zeit zur Schadensbegrenzung blieb. So mußten sie zusehen, wie Gaulo mit seinem Dienststock, den er per Schlaufe um sein Handgelenk geschlungen zu seinen Patrouillen stets mit sich führte, schlampig aufgeschichtete Hemden etc. mit Schwung auf den Gangboden beförderte. Danach tat der Betroffene gut daran, den Schrank mit genügend Muße zu Gaulos Zufriedenheit in Ordnung zu bringen, ansonsten sah sich Selbiger dazu genötigt, das Knäblein „handschriftlich zu verarzten“, wie dies auch bei anderen Vergehensarten unweigerlich der Fall war, so z.B., wenn schmutzige Schuhe im Schuhputzraum herumlagen (wir mußten stets eine „Erdal“-Schuhputzcreme mit Lappen und Bürste in einem Beutel oder Schuhputzkasten vorweisen können), oder bei wiederholter Unpünktlichkeit etc. Exekutionsort war in allen Fällen der Gang, es sollte ja ein abschreckendes Beispiel sein für andere Bewohner des vierten Stocks, die mehr oder weniger verlegen, interessiert oder gar schadenfreudig in gebührendem Abstand im Gang herumlungerten und Zeugen der Prozedur waren. Dazu ließ Gaulo auch stets vor Beginn derselben seinen Blick vom Opfer den Gang hinunter schweifen, um sich der Zuseherschaft möglichst vieler Knäblein zu vergewissern.

Bevor die diversen „Behandlungsmethoden“ im Einzelnen vorgestellt werden, ist eine Kurzbeschreibung von Gaulos Äußerem an dieser Stelle unbedingt angezeigt. Gaulo war – und das nicht nur von der Warte von uns Knirpsen ausgesehen – ein „Prackl“ von einem Kerl mit einem ziemlich gleichmäßig S-förmigen Körperbau, d. h. einem wohlgenährten „Ranzen“ vorne (den zumeist ein grauer Pullover mit Müh und Not umhüllte) und einem als Pendent dazu mächtigen Hinterteil, das ihm, in dieser Kurzform, auch seinen Spitznamen bei uns eingetragen hatte, wobei die Langform ebenfalls begrenzt in Gebrauch war. Auf dem Hals steckte ein entsprechend großer Kopf mit schwarzem, krausem Haar (vgl. Hopfner). Seinen wuchtigen Schultern angefügt waren nun die zwei Extremitäten, die für uns im Zusammenhang mit den verschiedenen Verarztungsmethoden relevant waren: seine langen, starken

Arme und an deren Ende seine noch kräftigeren, abortdeckelgroßen „Bratzn“. Zur Strafausführung baute sich Gaulo vor dem Delinquenten auf und schaute mit düsterer Miene auf das arme Würstchen herab, das verängstigt mit gesenktem Blick vor ihm „schlotterte“. Je nach Art und Schwere des Vergehens wurde dann die Verabreichung der „Medizin“ mit Bedacht und ohne Hast zelebriert, die für den „Patienten“ („Leidenden“) mehr oder weniger schmerzhaft war, zum Teil aber auch zu späteren Trotzreaktionen führte.

Zur Einstimmung auf die eigentliche Strafzumessung zog Gaulo ein oder beide Ohrläppchen oder auch die Haarbüschel über den Ohren langsam in die Höhe (vgl. Hopfner), was bewirkte, daß das Knäblein mit einem „Ahh“ und anderem Gejammere auf den Zehenspitzen „Ballet tanzte“. Daraufhin konnte sich auch schon sofort, nachdem sich die eine Wange dergestalt schon in idealer „Watschn“-position befand, der entsprechende nächste Schritt anschließen. Die Abwatschung konnte jedoch auch auf eine andere Weise eingeleitet werden. In diesem Fall hob Gaulo mit der linken, flachen Hand unter dem Kinn des Opfers dessen Kopf sanft an, sodaß Selbiges nach oben und damit seinem „Richter“ voll ins Auge sehen mußte. Mit der Vollstreckungshand wurde sodann die Backpfeife verabreicht. Es war dabei für den Sünder nicht ratsam, Gaulo dadurch zu erzürnen, daß er ihm, wie ein Boxer den Schlag seines Gegners, durch Ducken, Abtauchen oder ähnliche Manöver auszuweichen versuchte um so der Strafe zu entgehen bzw. „den Schaden“ zu begrenzen. Nach einem „Du Feigling!“ erwartete den so Bezeichneten nur eine Verdoppelung des Strafmaßes, womöglich in Form einer Rechts-Links-Kombination.

Dieses Prinzip fand auch bei einer weiteren Behandlungsart Anwendung, auf die in dieser teuflisch ausgeführten Weise Gaulo ein Patent hatte: das sogenannte „Ohrenbatzerl“. Dabei war die Präparation des Delinquenten dieselbe wie bei einer urbairischen Schellen. Danach spannte Gaulo zuerst den Mittelfinger der rechten, ausführenden Hand (seine Finger waren recht groß und dick, sodaß wir uns wunderten, wie er mit ihnen so virtuos Geige, sein Hauptinstrument, spielen konnte) mit dem Daumen, bei angezogenem Unterarm. Sodann ließ er selbigen Unterarm aus dem Ellbogengelenk heraus in gerader Linie katapultartig nach vorne bzw. unten in Richtung Ohrläppchen des Opfers schnellen, wobei erst unmittelbar vor „Einschlag des Geschosses“ (sprich Fingerkuppe mitsamt -nagel) die Spannung desselben gelöst wurde. Die Ohrläppchen brannten schon nach einem einzigen Einschlag ungemain. Bekam man dann noch ein, zwei weitere von diesen „Dingern“ verpaßt, gar noch in Gestalt von Doubletten, verfärbte sich das ganze Ohr blutrot, wobei man erst einmal gar nichts spürte, bis dann die höllischen Schmerzen umso grauenhafter einsetzten. Bis dahin hat der Delinquent mehr oder weniger tapfer durchgehalten und die Kullerchen unterdrückt bzw. zurückgehalten, so, als wäre dies jetzt gar nichts gewesen, weil

er vor den Stockkameraden nicht als Heulsuse dastehen wollte. Er trug danach auch noch stolz seine roten Ohrläppchen wie Tapferkeitsmedaillen und konnte sich nach seiner Rückkehr in sein Zimmer eine Weile in seinem gesteigerten Ansehen bei den Kameraden sonnen. Oder aber er suchte den Waschraum oder eine Klokabine auf um dort seinen Tränen freien Lauf zu lassen.

Mit dem „Ohrenbatzerl“ war das Arsenal an körperlichen Züchtigungen beileibe noch nicht erschöpft. Für den kleinen Missetäter hatte Gaulo ein ad-hoc-Mittel parat, die sog. „Pulle“. Er drehte dazu dem Betreffenden einen Arm nach hinten, „sicherte“ denselben mit einer Hand und verpaßte dem Delinquenten von der Seite mit der geballten Faust einen Schlag auf den Punkt des Oberarms am Übergang zur Schulter, der gemeinhin „Mäuschen“ genannt wird. Mit geringstem Aufwand erzielte Gaulo auch hier eine enorme Wirkung. Dasselbe traf auch auf die gute, alte Kopfnuß zu, die Gaulo natürlich auch in seinem Sortiment führte. Das Gemeine an der „Pulle“ war, daß die Größeren diese Peinigungsmethode Gaulos übernahmen und dazu benutzten, sich die Plebse gefügig zu machen. Den größten Aufwand trieb Gaulo jedoch mit seinem „Lieblingsgerät“, das gleichsam als Verlängerung seines rechten Arms bei seinen Rundgängen morgens und abends locker schwingend von seiner Hand herunterbaumelte und stets einsatzbereit gehalten wurde: der Schlagstock. Seine Verwendungsmöglichkeiten waren mannigfaltig. So fand er z.B. stets reiche Beute unter denjenigen von uns, die das Waschen und Zähneputzen vor dem Bettgang nicht ganz so ernst genommen und deshalb die Hygienevorschriften aus Bequemlichkeit, Gewohnheit oder Leichtsinne mißachtet haben.

Der Eine oder Andere mag auch auf Grund der Tatsache wasserscheu gewesen sein, daß die Wasserhähne im Waschraum nur kaltes Wasser ausspuckten. Zudem bedurfte es gymnastischer Verrenkungen, wenn man sich die schmutzigen Füße im Waschbecken (Fußwaschbecken waren unbekannt) waschen wollte. Der Gebrauch der Seife war aus den Gründen besonders im Sommer dringend angeraten, die bereits zur Sprache gekommen sind. Wenn es dann acht Uhr schrillte, huschte mancher Trödler noch schnell (hoffentlich in Hausschlappen) über den Gang in sein Zimmer und warf sich aufs Bett, um ja nicht von Gaulo nach Bimmelende auf dem Gang oder nicht im Bett liegend erwischt zu werden. Danach warteten wir jeweils in unseren Zimmern, bis wir mit der „Hygienekontrolle“ an der Reihe waren. Gaulo fing dabei bei den Erstkläßlern von der Treppe aus an und arbeitete sich bis zu den letzten Zweitkläßlern am Gangende durch. Da unsere „Löwenhöhle“ nach dem „Falkenhorst“ gleich das zweite Zimmer war, blieb uns nicht viel Zeit für eine notwendige Schadensbegrenzung, indem wir den feuchten Waschlappen noch schnell zwischen die Zehen hindurchzogen oder ein bißchen Zahnpasta auf die Zähne rubbelten, um intensives Zähneputzen vorzutauschen. Dies war jedoch zumeist vergebliche Liebesmüh, konnte man Gaulo

doch fast niemals austricksen (es sei denn, er war in Zeitnot), was dann immer dieselben Unbelehrbaren auch stockmäßig zu spüren bekamen.

Die Zahnhygiene war dabei noch das geringere Problem. Er ließ sich von seinen „Pappenheimern“ dabei nicht nur anhauchen, sondern auch die Zähne fletschen um nach Spuren eines Betrugsversuches zu suchen. Nach der eventuellen Ohrenkontrolle („*Die sind da so schmutzig, da kann man ja Radieserln anbauen!*“) ließ er uns die Hände herausstrecken, um danach einem Säumigen wegen nicht gründlich gereinigter oder nicht geschnittener Fingernägel seinen „Armverlängerer“ schon mal „tatzenmässig“ spüren zu lassen. Diese Form der Behandlung war ich ja schon von der Volksschule her gewohnt. Dasselbe galt für das „Über’s-Knie-Legen“. Der große „Stock“-Einsatz kam jedoch nicht bei den Händen (die hat doch jeder einigermaßen sauber gekriegt), sondern bei den unteren Extremitäten, und dann natürlich besonders im Sommer. Dabei mußten wir hintereinander quer im Bett liegend die Füße ins Zimmerinnere hinausstrecken und gleichzeitig hochhalten („*Höher! Höher!*“, wobei er unsere Bemühungen mit seinem Stock von unten „unterstützte“), was wenigstens eine gute Übung für die Brustmuskulatur war. Aber so haben wir dies damals natürlich noch nicht gesehen. Gaulo stocherte während der „Fußabnahme“ auch zwischen den Zehen herum. Hatte er dann den Eindruck gewonnen, daß die Füße nicht genug oder nicht mit Seife gewaschen oder die Zehennägel nicht geschnitten worden waren, schritt er zur Tat, d.h. er verabreichte einen oder zwei Hiebe auf die Sohlen, was saumäßig brannte.

Ein regelmäßiger Kunde von Gaulo war in jeglicher Beziehung der Peter aus Schwabmünchen, der ständig „Guetsle“ schlotzte und der, obwohl bzw. gerade weil er einer der wenigen Nichtfußballspieler war, es mit der Körperhygiene allgemein „nicht so haben“ zu brauchen glaubte. Etwas Körperpflege hätte ihm jedoch sehr wohl zu Gesicht gestanden, sorgte er doch auf Grund übermäßiger Schweißbildung (er war etwas vollschlank) und Körperausdünstung für ein strenges „Gerüch“ im Zimmer, besonders im strengen Winter, wenn wir die Fenster nicht oft und nicht lange aufmachen konnten.

Entweder löschte Gaulo mit einem „Gute Nacht!“ beim Verlassen des Zimmers das Licht gleich selbst (besonders wenn er schlecht gelaunt war), oder er ließ uns noch lesen, bis er auch das letzte Zimmer ins Bett gebracht hatte.

Freddy, der andere „Fesser“ im vierten Stock (wir redeten selbst den „kleinsten“ Refendar mit „Herr Fesser“ an) unterschied sich schon vom rein Äußeren her vom etwas ungeschlachten Gaulo. Er trug stets französische Anzüge vom feinsten Stoff, dazu Weste und Krawatte. Seine Haare waren kurz und glatt und akkurat gescheitelt. Seine schwarzen Schuhe waren stets makellos gewienert und poliert. Freddy nahm seinen Erziehungsauftrag in den mehr organisatorischen Bereichen (Pünktlichkeit,

Ordnung, Sauberkeit, Bettgezeit etc.) nicht ganz so ernst wie Gaulo, was ihm viel Ärger ersparte und weshalb er sich bei uns natürlich viel größerer Beliebtheit erfreute. Wenn er sich mit einem Übeltäter mehr im Vorbeigehen (alles mußte bei ihm schnell gehen) ernsthaft unterhalten mußte, legte er väterlich eine Hand auf dessen Kopf und wartete erst gar nicht auf dessen Erklärungen und Ausflüchte, sondern redete dem Knäblein mit seiner glasklaren, stakkatoartigen Stimme „ruck-zuck“ ins Gewissen, wobei er ihn mit seinen Falkenaugen streng schräg von oben herab ansah. Und schon schoß Freddy wieder mit festem Stechschritt den Gang entlang und verschwand geräuschvoll in seinem Zimmer oder über die Treppe in den dritten Stock.

Es geschah ganz selten, daß ihm einmal die Hand ausrutschte, und danach tat es ihm fast schon wieder leid. Verbürgt ist in diesem Zusammenhang ein Vorfall, in dem er Ohrs Kopf, aus welchem Grund auch immer, mit einer Ausgabe des Paris Match aufs heftigste traktierte. Auch konnte er kurzfristig aus der Fassung geraten, wenn er durch größeres Geschrei in einem nahen Zimmer, wo sich Knäblein stritten und womöglich prügelten, in seiner Ruhe gestört wurde, sodaß er mit grimmiger Miene in das betreffende Zimmer stürzte und beim Aufreißen desselben schon mit seiner Gardinenpredigt anfang: *„Jetzt hörts glei auf, des hab i gar net gern, was war denn da los, sag mir’s, und zwar schnell“*, worauf der eine Beteiligte, oder auch Unbeteiligte, kaum daß er den Mund aufmachen konnte, eine Watschn einfiel und Freddy nach einem *„Jetzt sei still, ich will gar nix wissen“* schon wieder aus dem Zimmer stürmte.

Toilettengeschichten und andere nächtliche und frühmorgendliche Begebenheiten

MIT DEM LICHTLÖSCHEN zwischen 20 Uhr und ca. 20 Uhr 15 begann grundsätzlich die Nachtruhe, mit Betonung auf Ruhe. Auf der allerersten Karte nach Hause, in der ich schon am 9.9.1957 meine ersten Eindrücke wiedergegeben habe (*„Mir gefällt es hier sehr gut. Man bekommt hier gutes Essen und Freizeit. Ich will euch den Tagesablauf aufschreiben: ... Nach dem Abendessen wird gewaschen und ins Bett gegangen.“*), steht zwar etwas davon Abweichendes (*„Bis halb 9 können wir reden, dann ist Schluß“*), doch ist diese Diskrepanz dadurch zu erklären, daß die ersten Tage nach Schuljahresanfang, wie auch diejenigen vor Schuljahrsende, von den Erziehern noch etwas locker gehandhabt wurden. Nach einer eventuellen kurzen Lesezeit (natürlich wurde unsere Lektüre regelmäßig auf ihre Eignung geprüft) tönte

Gaulo laut im Gang „*Licht aus und Schnabel halten!*“, und das meinte er dann auch so. Das Einhalten der Nachtruhe bedeutete auch, daß man nach dem Bettgang nicht mehr aufs Klo gehen sollte, wobei man Gaulo auch dadurch nicht austricksen konnte, daß man die Zimmertür langsam und unhörbar (wenn das überhaupt möglich war bei diesen alten „Hotel“-Türen und ihren ausgeleierte Scharnieren) aufmachte und sich barfuß (!) auf Zehenspitzen zum Stillen Örtchen schleichen wollte. Gaulo hatte noch lange nach dem Lichtlöschen seine Zimmertür halb geöffnet und bekam deshalb als Musiker mit seinem feinen Gehör mit, wenn sich draußen im Gang etwas Verdächtiges tat.

Wir konnten in unseren Zimmern hören, wie Gaulo vom Treppenabsatz her leise und langsam den Gang entlang geschlichen kam, vor dem einen oder anderen Zimmer anhielt (wer ist jetzt wohl reif? „Falkenhorst“? „Mausefalle“? „Leopardenkäfig“? „Elefantenkral“? „Starenkasten“? „Eulenspiegel“? „Fuchsbau“?), um zu lauschen. Wenn man durchs Schlüsselloch im ansonsten dunklen Gang den fahlen Lichtschein einer Taschenlampe sehen konnte, dann war höchste Gefahr im Verzug. Waren dann einmal zwei oder drei Zimmerinsassen dennoch zu unvorsichtig und ließen die Zeichen der Zeit unbeachtet, so nützte es ihnen dann nichts, sich dumm oder schlafend zu stellen, wenn Gaulo ohne großes Aufsehen gemütlich hereinkam und die Nachtruhefrevler aufforderte sich zu bekennen. Er brauchte dabei nur mit „Sippen-“ bzw. Zimmerhaft zu drohen, wobei er den Betroffenen fairerweise oft bis zum nächsten Tag Bedenkzeit einräumte. In jedem Fall ließ er die „Knilche“ kapitelweise vom Deutsch- oder Religionsbuch abkupfern oder hundert Mal „Ich muß die Nachruhe einhalten“ schreiben. Bei gravierenden und Wiederholungsfällen bediente sich Gaulo jedoch wiederum aus seinem dargestellten Arsenal von „Erziehungsmaßnahmen“ als abschreckendes Beispiel nicht nur für die Anderen im Zimmer, sondern auch für die Insassen der anliegenden Zimmer, die den Vorgang mitbekommen bzw. -gehört hatten.

Bei Freddy hingegen war die Gefahr, bei nächtlichen Schwätzchen oder gar schlimmerem Treiben im Zimmer („dringende“ Klogänge waren bei ihm schon erlaubt) erwischt zu werden, viel geringer, da er die Tür zu seinem Dienstzimmer generell geschlossen hielt und erst nach längerer Zeit nach dem Lichtlöschen (womit er es auch nicht so genau nahm) einen kurzen und recht oberflächlichen Kontrollgang im Gang durchführte, den er für jeden Aufmerksamen vernehmbar durch geräuschvolles Türaufmachen und kräftiges Ausschreiten auf dem harten Flurboden mit seinen lederbesohlenen Schuhen (Gaulo trug stets anschleich-geeignete Filzpantoffeln) rechtzeitig ankündigte. Waren dann doch einmal Unvorsichtige und Unbekümmerte zu laut zugange, stürmte Freddy in das betreffende Zimmer hinein und machte durch forsches und überfallartiges Auftreten die Übeltäter meist sehr schnell namhaft. Er

blättert dann nur kurz in einem angeforderten Deutschbuch und verkündete ohne viel Federlesens mit lauter Stimme seine Strafzumessung: „*Desch Gedicht schreibscht mir ein Mal ab und lernscht drei Mal auswendig!*“ Und das bis zum übernächsten Tag. Aber bei Freddy war alles nicht so heiß, wie es gekocht wurde. Ein Tag folgte auf den anderen und bei ihm war dann stets alles vergangen und vergessen. Wenn er zu einem späteren Zeitpunkt während der Nachtruhe dann hörbar sein Zimmer abschloß, den Gang entlangstach und die Treppe hinunterpolterte, wußten wir, daß er seine Wohnung gegenüber an der Schwangauer Straße ansteuern würde, wo seine Madame auf ihn wartete, und daß für die Mäuse freie Bahn zum Tanzen war. Dieser Umstand hat dann auch zu der einen oder anderen Kissenschlacht in den Zimmern oder auf dem Gang geführt, die auf Grund von Müdigkeit zu einem natürlichen bzw. durch Eingreifen des Erziehers vom dritten Stock zu einem abrupten Ende kam.

Doch konnte unser verständnisvoller Freddy auch grantig werden, wenn seine Langmut und Güte übermäßig strapaziert wurden. So wurde er eines Nachts in seiner Nachtruhe durch unerhört lautes und lang anhaltendes Singen im Klo gestört. Er rumpelte daraufhin aus seinem Zimmer, baute sich vor dem Ort des Frevels auf und wartete, bis der Übeltäter herauskam. Dieser war völlig verdattert, als er schlaftrunken mit einer „Trumm“ Watschn und einem „*Warscht es du, warscht es du?*“ empfangen wurde. Während Wolfi mit leiser und weinerlicher Stimme noch seine Unschuld beteuerte, trällerte der Bobby in seiner Klokabine munter weiter, als ob er von den Vorgängen im Gang nichts mitbekommen hätte.

Dies war nicht das einzige Mal, daß Freddy in seiner überhasteten und impulsiven Art einen Unschuldigen geohrfeigt hat, was ihn jedoch nicht sehr bekümmerte. „*Macht gar nix*“, meinte er dann, „*da hat's ganz beschtimmt keinen Falschen erwischt. Da hascht eine gut bei mir*“.

Selbst im Sommer, wenn es lange vor dem ersten Läuten hell geworden war und wir längst ausgeschlafen hatten, durften wir bei Gaulo unter Strafe nicht im Gang auftauchen, sondern mußten bis zum Bimmeln im Bett bleiben und uns auch nicht im Gang hörbar unterhalten. Diese Morgenstunde haben wir zumeist mit der Lektüre von der Art von Heftchen genutzt, die bei Heimleiter und Erziehern als Schund gebrandmarkt, deshalb verpönt waren und einkassiert wurden, wenn ein Unvorsichtiger sich damit hat erwischen lassen. Dazu gehörten hauptsächlich die sogenannten Landerheftchen.

Nach dem ersten Weckruf schlurften dann die Ersten mit ihrem Waschzeug (Waschbeutel, -lappen und Handtuch) bewaffnet zum Waschraum, deponierten an einem der Waschbecken ihre Geräte und suchten dann das Klo nebenan auf, wo sich an einem trüben Morgen die folgende Episode zutrug, die uns noch nach Jahren in lebhafter Erinnerung bleiben sollte. Raimund war gerade am Urinal zugange, als

Uli (nachmals Cutter) noch völlig schlaftrunken hereingewankt kam und sich dem Ersteren, den er nur sehr schemenhaft durch seine noch halb geschlossenen Äuglein wahrnahm, zugesellte. Dieser, noch gänzlich damit beschäftigt, weswegen er diesen Ort als Erstes so früh am Morgen aufgesucht hatte, spürte etwas Heißes durch seine Schlafanzughose sein rechtes Bein herunterrinnen, konnte aber noch nicht sofort reagieren und dem eingesetzten nassen Anschlag ausweichen, da er selbst mit seiner Verrichtung noch nicht zu Ende war. Erst sein jäher Aufschrei „*Du Sau!*“ hat dann bewirkt, daß Uli aus seinem Halbschlaf aufschreckte und von seinem unfreiwilligen Opfer abließ. Eine Schadensbehebung durch einen Gang unter die Dusche wäre nun normalerweise angebracht gewesen, jedoch waren die Voraussetzungen dafür leider nicht gegeben.

Der tägliche Streß bei Gaulo fing dann auch schon ganz früh an. Mit einem „*Guten Morgen! Alles raus!*“ trieb er diejenigen aus den Federn, die noch ein paar Minuten im Bett herausgeschunden hatten. Zudem erlaubten die beschränkten Waschmöglichkeiten (6 Waschbecken für ca. 40 Knäblein) auch nur eine Verrichtung der Morgentoilette in Schichten. Diese Umstände sollten jedoch demjenigen nicht als Ausrede dienen, der sich nach dem ersten Rundgang Gaulos nicht gleich von seinem warmen Bett trennen konnte. Wer nämlich beim nächsten Mal noch im Bett erwischt wurde, mußte entweder mit einer kalten Gesichtsdusche rechnen oder wurde von Gaulo mit dessen ständigen „Begleiter“ aus seiner Lagestatt und in den Gang hinaus getrieben. Weitere Einsatzmöglichkeiten für das Stöcklein bot die Zeit zwischen Frühstück und Gang zur Schule hinunter. Der wöchentlich eingeteilte Zimmerdienst war dafür verantwortlich, daß die alten Klamotten aus den Zimmern verschwanden und daß die Stühle umgekehrt auf den Tisch gestellt wurden, damit die Putzfrauen den Boden ungehindert grob durchfegen konnten. Größere Unreinigkeiten fielen dagegen in unser Ressort. Kehrbesen und -schaufel wurden im Schuhputzraum aufbewahrt.

Großen Wert legte Gaulo auf den korrekten Bettenbau, der einer genauen Anleitung zu folgen hatte. So mußte das Leintuch schon einmal straff und faltenlos gespannt sein. Dieses Prinzip galt grundsätzlich auch für den Bett- und den Kopfkissenüberzug, wobei diejenigen unter uns, die statt eines Federbetts lediglich ein Decke als Zudecke hatten, fein heraußen waren, weil bei deren Bezug beim Bettenbau unmöglich eine Faltenlosigkeit herzustellen war.

Diese Glücklichen brauchten die bezogene Zudecke lediglich einmal umschlagen und danach einigermäßen glattstreichen. Ich jedoch hatte sommers wie winters immer die gleiche Federbettgarnitur (die man über die Sommerferien wenigstens auch im Speicherraum fürs nächste Schuljahr deponieren konnte) und brauchte mehr Zeit, um Gaulos Anforderungen an den Bettenbau zu genügen. Ich mußte dabei das Federbett am Knopfende an den zwei Bettzipfeln packen, die Daunenfedern quer zum

Bett in die die andere Hälfte des Inlets in Richtung Wand „durch“schütteln, das Inlet dann in der Mitte zwischen prallvoller und schlaff-entleerter Hälfte karatemäßig mit den flachen Händen von der Mitte zu den Seiten hin „durchfalzen“ und schließlich die entfederte Hälfte unter die andere einschlagen. Danach waren noch zwei Handgriffe zur Steigerung der Bau-Ästhetik durchzuführen, deren Wirkung sich allerdings zum Teil wieder gegenseitig aufhoben. Zum einen mußten wir die zur Zimmermitte ausgerichtete Rundung des Federbettes mit der flachen Hand einigermaßen glatt streichen, zum Anderen galt es mit einer ebensolcher Handbewegung von oben eine Furche in die Mitte der prallen Federbetthälfte zu ziehen, ähnlich wie es der Bäcker mit seinen Weckerln macht. In ähnlicher Weise, aber ohne den allerletzten Schliff, war mit dem Daunenkopfkissen zu verfahren, unter dem der Schlafanzug spurlos zu verschwinden hatte. Handtücher durften über dem Bettgestell hängen, Waschlappen auf dem Heizkörper zum Trocknen liegen. Wenn Gaulo etwas am Bettenbau mißfiel, beförderte er mit seinem Allgegenwärtigen das Federbett oder das Kopfkissen auf den Boden hinunter, oder er riß das Leintuch mitsamt dem Bettzeug heraus und beaufsichtigte danach den verbesserten Bettenbau des betreffenden Zöglings. Zu weiteren pädagogischen Maßnahmen war dann keine Zeit mehr, denn es war bereits höchste Zeit den Schulranzen zu packen und sich schnellstens auf den Weg nach unten zu begeben, damit man vor dem letzten Bimmeln und damit dem Unterrichtsbeginn im Klassenzimmer unten im ersten Stock oder gar im Nebengebäude I war.

Knolle ist Onkel Otto

AUF GRUND DER GESCHILDERTEN UMSTÄNDE konnte ich nicht jedes Heimfahrwochenende, also ein Mal im Monat, nach Hause fahren, sondern bin entweder im Heim geblieben oder hatte das Glück, von Eltern von Zimmerkameraden zu sich nach Hause oder woandershin eingeladen zu werden.

Für die Heimfahrt brauchte ich auf den Bundesbahnstrecken (Zug und Bahnbus) nur den halben Fahrpreis entrichten, weil ich Besitzer eines „Würmeling“ (nach dem Familienminister unter Adenauer), volkstümlich auch „Karnickelschein“ genannt, war. Diesen konnte jede Familie mit mindestens drei Kindern in Schulausbildung beantragen. Im anderen Fall war es für mich natürlich viel schöner, das Heimfahrwochenende im Kreise der Familie eines Kameraden als unter Trübsal und mit



wehmütigen Gedanken an Zuhause ziemlich unbetreut und sich selbst überlassen im Schülerheim zu verbringen.

So war ich an zwei Wochenenden von den Eltern meines Zimmerkameraden Peter (der schon nach einem Jahr ausgemustert wurde) und seines jüngeren Bruders Wolfi (der später eine Ehrenrunde drehte und ein Jahr nach uns das Abitur

machte) in ihr schmuckes Ferienhäuschen in Unterpinswang/Tirol unweit der Ulrichsbrücke eingeladen. Von dort aus konnten wir herrliche Spaziergänge im Lechtal machen. Einige weitere Wochenenden verbrachte ich bei Jörgs Eltern in Pfronten-Weißbach. Bei der Gelegenheit bin ich zu meiner ersten Seilbahnfahrt (auf den Breitenberg) gekommen. Jörg überlebte Hohenschwangau nur ein Jahr länger als Peter. Mit ihm konnte ich Jahrzehnte später ein Wiedersehen feiern, als er mich als Geschichtslehrer seiner beiden Töchter an den Elternsprechtagen nach deren Leistungsstand befragte. Bei Wolfi wiederum war ein ähnliches Wiedersehen nicht möglich, weil seine jüngste Tochter und mein Sohn in der selben Klasse saßen. So schließt sich immer wieder der Kreis. An den normalen Wochenenden, an denen samstags generell bis 12 Uhr Schule war, stand uns zumeist nur der Sonntag Nachmittag zur freien Verfügung. Was nämlich den Vormittag angeht, brauchten wir uns um die Ausgestaltung desselben keinerlei Gedanken zu machen, hatten wir doch bis in die Mittelstufe hinein ein festes Pflichtprogramm zu absolvieren.

Dieses begann um 9 Uhr mit den Gottesdiensten. Derjenige für uns Evangelische fand jahrelang (bis 1963) im Musiksaal statt, genau wie die (ebenfalls konfessionell getrennten) Anfangs- und Schlußgottesdienste des Schuljahres, zu denen die Katholiken zur Colomankirche hatschen mußten. Den Musiksaal verwandelte lediglich ein schlichtes Holzkreuz zum Gotteshaus, als Kanzel diente dabei das Rednerpult, über dessen Rand Knolle kaum hinaussehen konnte. Den Bühnenrand schmückte das eine oder andere Blumenarrangement, das die Schwestern vom Martha-Maria-Heim aus ihrem Garten am Pöllatweg mitgebracht haben. Seinen Spitznamen hatte sich unser exzellenter Prediger auf Grund seines dementsprechend geformten Riechkolbens verdient. Oder war es sein runder, spärlich mit weißen Stoppelhaaren bewachsener Kopf, der über einem kurzen Hals auf einem gleichfalls kurzem, wohlgenährten Rumpf saß? Er war von heiterem Wesen, stets frohgemut und übertrug diese Prädisposition auch auf die Klaviertasten, die er zum Gesang der Kirchenlieder mit Wucht bearbei-



tete. Dabei übertönte seine kräftige, dröhnende Tremolostimme mit Leichtigkeit den Gemeindegang, besonders anlässlich der gelegentlichen Sing-Gottesdiensten, in denen er das „Ein feste Burg ist unser Gott.“ nur so hinausschmetterte. Regelmäßige Gottesdienstbesucher waren nicht nur die handvoll Schwestern des Martha-Maria-Heims, sondern auch so mancher „Kathole“ unter den Erst- bis Fünftkläßlern, für die der sonntägliche Kirchgang verpflichtend war, wobei ab 1963 für die Evangelischen nach der Konfirmation der Gottesdienstbesuch freiwillig war. Die

„Isi“-Jünger gaben der gelösteren Atmosphäre des evangelischen Gottesdienstes den Vorzug vor den längeren Messen, die Knolles Bruder in Christo für seine Schäfchen und die Deutschordensschwestern in deren Kapelle zelebrierte. Bei den Maiandachten und Rosenkränzen, sowie samstäglichen Beichtgelegenheiten (geschweige den Fronleichnamsprozessionen in Schwangau) gab es für sie kein Ausweichen auf die ökumenische Schiene. Isi verschwand noch mehr in einer Ansammlung von Menschen, weil er nicht nur (stets priesterlich schwarz gekleidet) von ebenso kleinem Wuchs wie Knolle, sondern von der Leibesfülle her einige Konfektionsgrößen dünner als Selbiger war. Selbst seine Ministranten überragten ihn, wenn er nach den Weihnachtsferien verspätet zu den Hlg. Drei Königen zur Hausweihe im Priesterornat mit seiner ebenfalls festlich gewandeten Entourage von Zimmer zu Zimmer wanderte und die jeweilige Wohnstätte mitsamt deren Insassen (die verlegen herumstanden) mit Weihrauch einsegnete. Einer seiner Gehilfen schrieb dann mit Kreide das traditionelle „19-K-M-B-58“ über die Tür. Die Schwestern belohnten danach dies gottgefällige Werk mit Wienerwürstchen für alle Schüler.



Manchmal mußte Knolle mit uns in den Großen Speisesaal ausweichen, der einen noch weniger festlichen Rahmen für einen Gottesdienst abgab als der Musiksaal, zumal wir zwischendurch noch verräterische Geräusche (und Gerüche) aus Richtung Küche vernehmen konnten. Auch stand Knolle dort der Flügel als Begleitinstrument nicht zur Verfügung, sodaß er die Lieder frei nach Gefühl anstimmen mußte und der Gesang allgemein dünn ausfiel und eigentlich von Knolle mehr oder weniger solo bestritten wurde. Das nüchtern wirkende Musikzimmer im dritten Stock der neuen Schule, in dem ab 3.12.1961 die Gottesdienste abgehalten wurden, inspirierte uns gar noch weniger zu innerer Besinnung, als es der Große Speisesaal noch vermocht hatte.

Mit Knolle war ich noch auf drei anderen Ebenen mehr oder weniger eng verbunden. Zum einen war er einer der zwei Pauker, die ich alle neun Jahre im Unterricht haben sollte. Als unser Religionslehrer hat er mich und die wenigen anderen „Evangelen“ auch an den Pfarrer in Füssen als Konfirmanden vermittelt. So mußten wir 1961/62 monatelang einmal die Woche zum Konfirmationsunterricht („Konfis“) im evangelischen Gemeindehaus nach Füssen fahren und schließlich am letzten Sonntag vor Palmsonntag 1961 in der Christuskirche vor versammelter Festgemeinde die Konfirmationsprüfung ablegen. Dazu wurden die Kandidaten einzeln aufgerufen, um ein zuvor einstudiertes Sprüchlein aufzusagen. Die Konfirmation selbst fand für uns Heimschüler dann an einem Sonntag nach Ostern in unseren Heimatgemeinden im Kreise der Familien statt.

Als Religionslehrer hat Knolle uns nicht allzu viel abverlangt, wenn er auch zur Notenfindung auf die eine oder andere Stegreifaufgabe, ja sogar (wie es selbst in den meisten sogenannten Nebenfächern damals noch üblich war) Schulaufgaben zurückgreifen mußte.

Die letzte solche fand noch in unserem Abiturjahr im Mai 1966 statt. Auf diese habe ich mich laut Tagebucheintrag mit Hilfe eines Spickers vorbereitet, eine Vorgehensweise, die nicht unüblich war. Als wir jedoch zuvor einmal (im Oktober 1964) alle völlig blank waren und Knolle ein „Ex“ schreiben wollte, haben wir einfach gestreikt, d.h. passiven Widerstand geleistet, worauf Knolle zu unserem Erstaunen den „Rex“ zu Hilfe geholt hat, der uns schnell dazu überredet hat, doch noch hinzuschreiben, was wir wußten (es hat bei mir dann doch noch zu einer 4 gereicht).

Ansonsten ging es bei Knolle, bei dem wir bis zum Bezug der neuen Schule im kleinen Speisesaal Unterricht hatten, recht locker zu. Von einem Lehrplan, dem selbst ein Religionspädagoge vielleicht hätte folgen sollen, haben wir paar evangelische „Hanseln“ nicht viel mitbekommen. Vielmehr kramte Knolle das Eine oder Andere aus seinem reichhaltigen Wissens- und Erfahrungsschatz hervor und war dabei nicht nur bestrebt, uns die Religionsphilosophie eines Sören Kierkegaard oder den Stellenwert der Agape in der christlichen Heilslehre nahe zu bringen, sondern er sprach in den

höheren Klassen auch über so lebensnahe Dinge wie den Unterschied zwischen den Herren Sexus und Eros und gab uns Fast-Erwachsenen auch Nützliches fürs Leben mit auf den Weg, wie zum Beispiel den Ratschlag, vom Tragen zu enger Blue Jeans Abstand zu nehmen, da auf Grund des ständigen Reibungsdrucks auf das Gemächtige und der damit verbundenen Wärmeentwicklung unsere Zeugungskraft dereinst beeinträchtigt werden könnte. Auch sollten wir der Oberweitengröße von Vertreterinnen des anderen Geschlechts nicht allzu große Bedeutung beimessen bzw. Beachtung schenken, handelte es sich bei nämlichem weiblichen Körperteil doch lediglich um zwei wenn auch an prominenter Stelle angesiedelte Drüsen, die allen Säugetieren gemein sind. Was die einzige Klassenkameradin (die zudem diesbezüglich von der Natur überdurchschnittlich bedacht worden war) mit diesen Lebenshilfen anzufangen mußte, entzieht sich meiner Kenntnis.

Auch im Wahlunterricht Französisch, den ich bei Knolle ein Jahr lang genossen habe, bediente er sich der Methode der Direktheit und Anschaulichkeit. So könne man sich die korrekte Aussprache des bestimmten Artikels „le“ dadurch antrainieren, daß man seinen gerundeten Mund nach vorne schiebt und sich dann vorstellt, seiner Schwester einen Kuß zu geben. Wer dabei verlegen oder überheblich schmunzelte, kam bei dieser Methode natürlich nicht zum erwünschten Ziel.

Knolle wie auch Isi waren schließlich zum Dritten auch die seelsorgerischen Betreuer ihrer jeweiligen Pfadfinderschaft, des Stammes „Hans Sachs“ der Christlichen Pfadfinderschaft (CP) auf der einen, des Stammes „St. Coloman“ der Deutschen Pfadfinderschaft St. Georg auf der anderen Seite. Der ersteren bin ich mit einigen anderen evangelischen Unterstüflern auch beigetreten (die Aufnahme war eine feierliche Angelegenheit), weil uns dort eine sinnvolle Freizeitgestaltung winkte und wir von so manchen öden Spaziermärschen oder ähnlichen Veranstaltungen mit den Präfekten befreit waren. So kamen wir regelmäßig wochentags im kleinen Kreis zu Sippenstunden zusammen (im großen gab es paar Mal im Jahr sonntags die Stammesrunden), in denen uns der Sippenführer Wertvolles für den Aufenthalt in der freien Natur und relevanten Lebenssituationen vermittelte und uns diesbezüglich Prüfungen abnahm. Dies geschah z. B. im Bereich der Fahrtenkunde, wichtig war auch die Kenntnis der verschiedenen Knoten und des vielfältigen Gebrauchs unseres blauen Halstuchs (Verbände anlegen etc.), das wir zum grauen Pfadfinderhemd trugen. Eine Karte nach Hause vom 13. 12. 1959 vermerkt dazu: *„Wenn Verwandte fragen was sie mir geben sollen, so sagt ihnen sie könnten mir ein wenig money schenken, denn ich brauche jetzt eine Pfadfinderkluft, da ich jetzt aufrücke.“* Das Fahrtenmesser mit der Bourbonen-Lilie auf dem Schaft, das Beil und die jeweiligen Rangabzeichen am Hemd vervollständigten unsere Klufft. Die meisten trugen, wie ich, ihre Krachlederne dazu. Ein wichtiges Utensil war auch ein Gesangbüchlein mit Pfadfinder-Fahrtenliedern.

Bei unserer Aufnahme als Jungpfadfinder war Knolle noch Stammesführer. Ende des Schuljahres 1958/59 übernahm dann Ha-Pe den Stamm für eine kurze Zeit. Knolle verabschiedete sich wie folgt: „Nun höre ich auf euer Stammesführer zu sein. Wenn ihr mich aber um Rat und Hilfe angeht, wird ‚Onkel Otto‘ auch in Zukunft für euch da sein.“ Er war dann auch weiterhin für uns da, wenn er den Feldgottesdienst anlässlich unserer Stammeslager am Bannwaldsee oder normaler Zeltlager an der Pöllat hielt. Dabei hoben sich seine kurzen, „wurstigen“ Beine in ihrer „Käsigkeit“ deutlich von unseren sonnengebräunten ab. Diese Zeltlager mitsamt Lagerfeuer, Würstchen- und Kartoffelbraten, Küchendienst, Singen im nächtlichen Kreis etc. ersparten uns nicht nur mögliche langweilige Wochenendaufenthalte im Schülerheim, sondern bot für uns zusätzlich oft noch mehr oder weniger willkommene Aufregung. So konnte es schon vorkommen, daß ein Spährtrupp nächtens ausgeschickt wurde, um das Lager der katholischen Konkurrenz (mit der wir an sonsten im Zeichen der Ökumene gemeinsame nächtliche Geländespiele, Singabende, Schnitzeljagden etc. abhielten) auszukundschaften und gegebenenfalls den DPSGlern die Häringe ihrer Zelte herauszuziehen.

Einmal jedoch waren wir selbst die Leidtragenden eines Scherzes, als uns Schu-Ho (früher einmal Stammesführer) in voller Pfadfindermontur einen Besuch abstattete und wir trotz Einteilung der Nachtwache (jeder mußte 2 Stunden Wache schieben) nicht verhindern konnten, daß einige Neuntkläßler heranschlichen und unser Stammesbanner entführten (das dann natürlich gegen „Flüssiges“ wieder ausgelöst werden mußte).

Einen nachhaltigen Eindruck hinterließ schließlich die traditionelle und stimmungsvolle Waldweihnacht im Schwanseeerpark (damals noch nicht als Landschaftsschutzgebiet ausgewiesen), die bei andächtiger Stille und Kerzenschein in tiefverschneiter Landschaft unter sternklarem Himmel gefeiert wurde.

Im Laufe der 60er Jahre ging es mit dem Pfadfindertum aus verschiedenen Gründen immer mehr bergab. Unser Jahrgang verlor sein Interesse daran, nachdem unser großer Mentor Ha-Pe das Abitur (endlich) geschafft und uns verlassen hatte. Hier sieht man ihn mit Onkel Otto eine Weise aus dem Pfadfinder-Liederbuch singen.



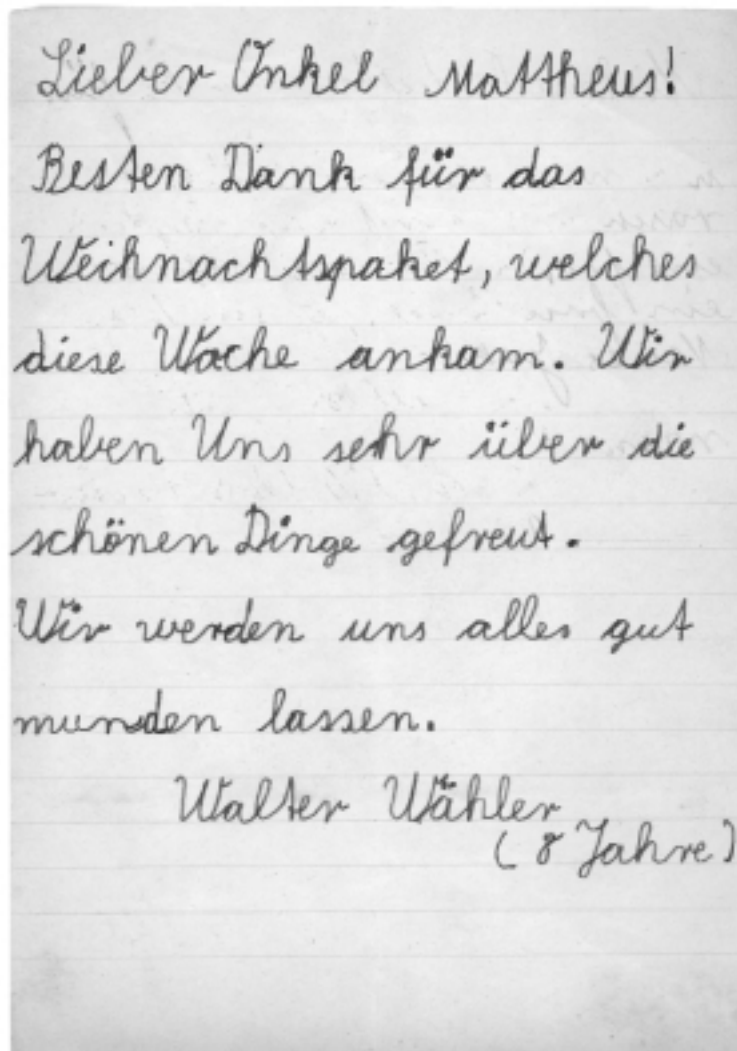
Generell hatten sich im Verlauf der Mittelstufe für uns die Freizeitmöglichkeiten sehr verbessert, konnte ich die Wochenenden anderweitig sinnvoll gestalten, sodaß die anfänglichen Vorzüge einer Mitgliedschaft bei den Pfadfindern in dem Maße nicht mehr gegeben waren. Aus Nachwuchsmangel mußten sich die zwei konfessionell getrennten Pfadfinderschaften schließlich zusammenschließen, doch angesichts des allgemeinen gesellschaftlichen Umbruchs in der zweiten Hälfte dieses Jahrzehnts und des damit verbundenen Wertewandels zeigten immer weniger Heimschüler ein Interesse an dieser religionsgebundenen Jugendorganisation, die sich offensichtlich überlebt hatte. So sind die Pfadfinderschaften in Hohenschwangau dann 1967 sanft entschlafen.

Liebe Mammi, lieber Pa!

DEM GOTTESDIENST MIT KNOLLE AM SONNTAG früh schloß sich für uns Unter- und Mittelstufler ohne größere Verschnaufspause mit der „Schreib- und Lesestunde“ eine weitere Pflichtveranstaltung an. Dazu fanden wir uns mit dem Nötigen bewaffnet in „Garmisch“, „München“ oder „Regensburg“ ein, um einen Brief oder eine Karte nach Hause oder an andere Verwandte (so schrieb ich meiner Schwester nach England und nach Frankreich) zu schreiben.

Es mußte jeder ein Werk zustande bringen und dann bei der Aufsicht am Pult vorne abliefern, die sich dann um das Weitere kümmerte. Das Porto (20 Pfennige für den Brief, 10 für die Karte) wurde vom Wirtschaftsgeld abgebucht und hat somit unser Taschengeld nicht belastet. An dieser Stelle sei daran erinnert, daß man für 10 Pfennige beim Hausmeister damals schon Einiges an Naschwerk erstehen konnte. Nach einer Eingewöhnungsphase war es uns dann auch gestattet, mit ein paar Zeilen an Freunde oder -innen unserer Korrespondenzpflicht zu genügen, allzumal, wenn es sich um internationale Brieffreundschaften handelte, die damals von der Schule organisiert und gefördert wurden. So bekam ich von unserer Klaßleiterin (die wir noch mit „Fräulein“ anredeten, weil sie noch nicht verheiratet war) eine gleichaltrige Partnerin aus Finnland zugeteilt, deren Deutsch schon sehr gut war. Diese anfänglich rege Korrespondenz kam dann aber immer mehr ins Stocken, bis die ganze Sache irgendwann einmal in der Mittelstufe sanft einschief. Zu diesem Zeitpunkt war der Briefwechsel mit einer deutschen Freundin auch interessanter.

Eine andere Adressenaktion der Schule betraf zur Vorweihnachtszeit den Versand von „Care“- Paketen an bedürftige Familien im „Osten“ („Ostzone“, Polen etc.) an Hand von Empfehlungslisten, die wohl vom Roten Kreuz an die Schulen weitergereicht wurden. Diese „Freßpakete“ enthielten nicht nur echten Bohnenkaffee, Zucker, Backpulver und Schokolade (alles begehrte Luxusartikel, die im Osten nicht erhältlich oder unerschwinglich waren), sondern auch Spielsachen für die Kinder. Das erste Mal habe ich mir eine Familie aus der „Zone“ als Empfänger meines Packerls ausgesucht. Deren Bedanke-mich-Brief mußte ich dann zur Überprüfung im neuen Jahr dem Sekretariat vorlegen. Abgedruckt ist hier die Seite des Hauptnutznießers.

A photograph of a handwritten note on lined paper. The text is written in cursive and reads: 'Lieber Onkel Mattheus! Besten Dank für das Weihnachtspaket, welches diese Woche ankam. Wir haben uns sehr über die schönen Dinge gefreut. Wir werden uns alles gut mundchen lassen. Walter Wähler (8 Jahre)'. The note is centered on the page and is flanked by two registration marks (crosshairs) on the left and right sides.

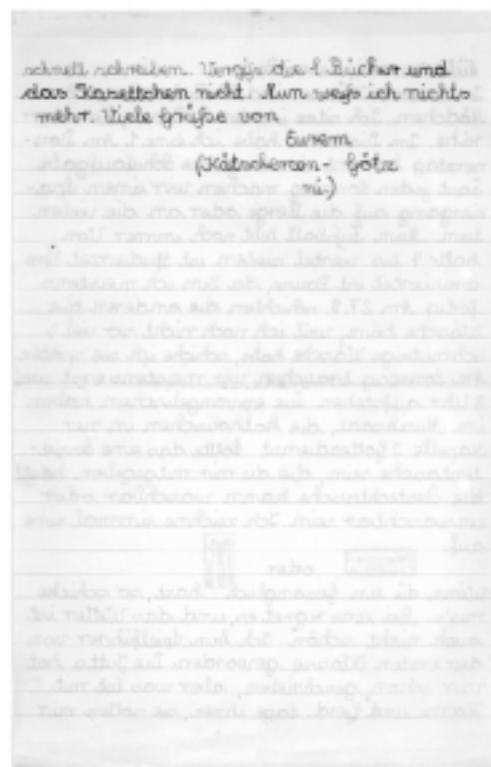
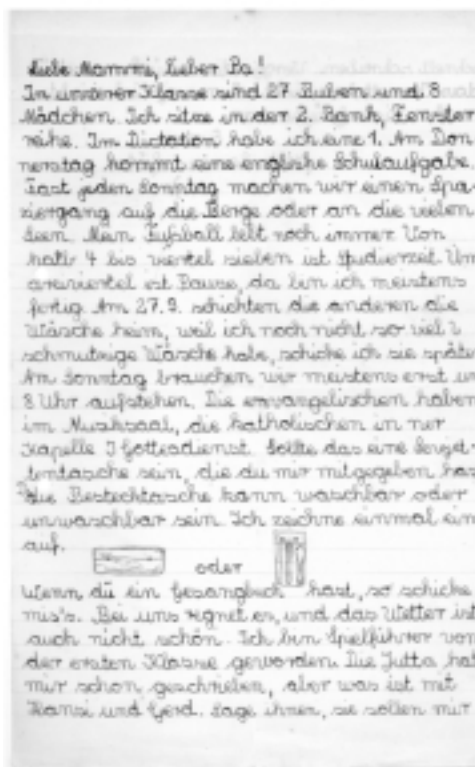
Lieber Onkel Mattheus!
Besten Dank für das
Weihnachtspaket, welches
diese Woche ankam. Wir
haben uns sehr über die
schönen Dinge gefreut.
Wir werden uns alles gut
mundchen lassen.
Walter Wähler
(8 Jahre)

Da wir ohnehin jede Weihnachten ein halbes Dutzend Verwandte im anderen Teil Deutschlands mit Festgaben bedenken mußten, habe ich mich das nächste Mal für eine bedürftige Familie aus Polen entschieden, die dem Namen nach zur deutschen Minderheit in diesem ehemaligen Reichsgebiet zählte.

Doch nun noch einmal zurück zur Korrespondenz mit meinen Eltern. Die ersten Male habe ich hauptsächlich Briefe produziert, wie den folgenden, in dem ich für meine Eltern meine ersten Eindrücke und Erfahrungen im Heim widergegeben und Wünsche mitgeteilt habe:

„Liebe Mammi, lieber Pa!

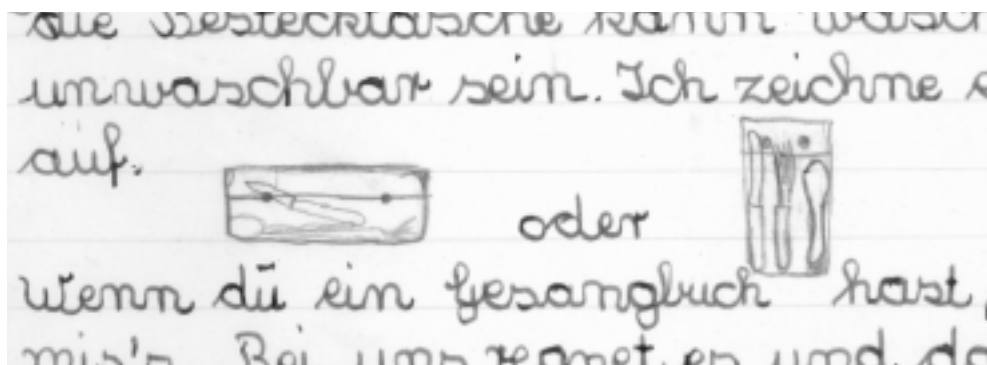
In unserer Klasse sind 27 Buben und 8 Mädchen. Ich sitze in der 2. Bank, Fensterreihe. Im Dictation habe ich eine 1. Am Donnerstag kommt eine englische Schulaufgabe. Fast jeden Sonntag machen wir einen Spaziergang auf die Berge oder an die vielen Seen. Mein Fußball lebt noch



immer. Von halb 4 bis Viertel sieben ist Studierzeit. Um Dreiviertel ist Pause, da bin ich meistens fertig. Am 27.9. schickten die anderen die Wäsche heim, weil ich noch nicht so viel schmutzige Wäsche habe, schicke ich sie später. Am Sonntag brauchen wir meistens erst um 8 Uhr aufstehen.

Die evangelischen haben im Musiksaal, die katholischen in ner Kapelle Gottesdienst. Sollte das eine Sewjettentasche sein, die du mir mitgegeben hast? Die Bestecktasche kann waschbar oder unwaschbar sein. Ich zeichne einmal eine auf.

... oder ...



Wenn du ein Gesangbuch hast, so schicke mir's. Bei uns regnet es, und das Wetter ist auch nicht schön. Ich bin Spielführer von der ersten Klasse geworden. Die Jutta hat mir schon geschrieben, aber was ist mit Hansi und Gerd. Sage ihnen, sie sollen mir schreiben... "

Im Laufe der Zeit habe ich dann immer mehr Karten nach Hause geschrieben, nachdem mir meine Mutter den Übergang dazu dadurch erleichtert und schmackhaft gemacht hat, daß sie mich mit einem großen Vorrat an voradressierten und frankierten Postkarten versorgt hatte. Ich habe mich hierbei auch bemüht, so klein wie möglich zu schreiben, sodaß ich auf einer Karte fast so viel an Information untergebracht habe als auf einem Blatt Briefpapier, wobei das Porto auch noch um die Hälfte niedriger war. Dann wurde das Porto für Postkarten auf 15 Pfennige angehoben, was den Brief bei grösserer Informationsmenge wieder interessanter machte, bis sich das Porto für selbigen ebenfalls um ein Drittel erhöhte, was das alte Preisverhältnis wiederhergestellt hat. Für Berichte über und Schilderungen von besonderen und interessanten Vorkommnissen und Veränderungen im Heim hat der Platz auf einer Postkarte ohnehin nicht gereicht.

Wenn wir mit der Pflichtkorrespondenz fertig waren, durften wir den Rest der Stunde wertvolle Lektüre wie Karl May lesen. Es gab da bei uns einen inoffiziellen Wettbewerb darüber, wer die meisten Bücher von diesem in Vergessenheit geratenen Jugendschriftsteller gelesen hat.

Den Sonntag Nachmittag hatten wir Kleinen auch nicht immer zur freien Verfügung, sondern es gefiel dem Heimleiter nicht selten, einen klassenweisen Spaziergang, zum Teil unter Aufsicht von Oberstüflern, anzuberaumen.

Der Wuller

SO WIE FAST ALLE LEHRER DER ERSTEN STUNDE „Zugereiste“ waren, so traf dies auch auf den Hausmeister und seine Frau zu. Daß sie keine Einheimischen waren und auch nicht aus einer der anderen bayerischen Regionen kamen, hörte man schon beim ersten Wort, das sie äußerten. Dieses verriet sie nämlich unweigerlich als Landsleute Walter Ulbrichts. Während ihr Mundwerk häufiger in Betrieb war, handelte es sich bei ihm mehr um die ruhige Sorte. Er ging ohne viel Aufhebens seiner Arbeit nach, während sie wie eine Matrone hinter der Theke im Eingang zu ihrer Dienstwohnung im Keller stand und mürrisch Heimschülern Artikel aus ihrem mageren Angebot verkaufte und in ungehaltener Weise die erhöhten Preise dafür rechtfertigte. Sie scheute sich auch nicht, ihren „Wolder“ vor ihrer Kundschaft herunterzuputzen und an ihm herumzumäkeln. Aus diesem Grund machte er sich zu Hause eher rar, und man sah ihn durch die Gänge schlurfen und seinen hausmeisterlichen Verpflichtungen nachkommen.



Uns Schülern gegenüber war er sehr aufgeräumt und stets zugänglich, und er reagierte auf Frotzeleien unsererseits im Hinblick auf sein Verhältnis zu seiner Frau („Meine Frau, die Ilsebill, ...“) mit einem verschmitzten Lächeln, wobei manchmal ein goldenes Zähnchen aus seinem Gebiß herausfunkelte, auf das er sichtlich stolz war. Auf einem kurzen und wohlgenährten Rumpf saß ohne großen Halsansatz ein runder Kopf mit schütterem Haar und einem Gesicht, das mich ganz an die Goldmaske des Agamemnon von Mykene erinnerte. Er trug meist dieselbe beigegrüne „Dienst“-hose mit Elastik-hosenträgern über einem zerknitterten Flanellhemd.

Bis 1960/61 – mit Ausnahme eines kurzen Zwischenspiels mit Joseph Stöger als Heizer – mußte Wuller nicht nur das Haupt- wie auch die verschiedenen Nebengebäude mit den Lehrer- und Schwesternwohnungen mitsamt der Hauskapelle sowie auch die alte Turnhalle hausmeisterlich betreuen, sondern er hatte sich auch um die

Heizung zu kümmern, die bis zum Bau der neuen Schule noch auf Kohlebefeuerung beruhte. Dies war für den Heizer eine durchaus „schwärzliche“ Angelegenheit, mußte er doch regelmäßig die Heizkessel per Schaufel mit Kohle beschicken, um die Heizung im Winter wie auch das warme Wasser für die Wohnungen in Gang zu halten. Der schwarze Brennstoff wurde von der Firma Kuhn aus Füssen an die Colomanstraße angeliefert und über eine Rutsche durch ein Kellerfenster in den Kohlenkeller transportiert.

Nachfolger von Wuller als Heizer (und Sportplatzwart) wurde Joseph Stückl, der, stets mit einem grauen Arbeitskittel bekleidet, in seiner urallgäuerischen Art sowohl durch sein Äußeres (er hatte ein schmales, zerfurchtes Gesicht, einen dichten, schwarzgewellten Haarschopf und war von schlanker, etwas gekrümmter Statur) als auch durch seine bärbeißige Art mit Wuller ein ungleiches Paar bildete.



Wir sahen ihn später oft mit einem Schubkarren oder mit einem Gartengerät bewaffnet im neuen Sportgelände seine Kreise ziehen, wobei er verletzungsbedingt auf einem Bein hinkte. In der Oberstufe lernten wir ihn dann auch als manchmal zwar etwas grantigen, aber doch auch oft zu kleinen Scherzchen aufgelegten, humorvollen und stets hilfsbereiten Zeitgenossen kennen.

Den Wuller gab es, wie bereits angedeutet, im Heim nur im „Zweierpack“, wobei sich seine Else nicht gescheut hat, uns in ihrem geblümelten Morgenmantel, ausgelatschten Hauspantoffeln und zuweilen mit Lockenwicklern im Haar entgegenzutreten, wenn sie nur wieder ein gutes Geschäftchen machen konnte. Denn die Wullers gingen in ihrer kleinen Kellerwohnung über einen Tresen an der Wohnungstür einer einträglichen Nebenbeschäftigung nach, die in Hausmeisterkreisen ja immer schon üblich gewesen ist. Sie verkauften zu bestimmten Zeiten (tagsüber sie, abends manchmal auch er) in sehr beschränktem Maße Artikel für den Schulbedarf (Größere zogen es ohnehin vor, sich in Füssen oder Schwangau aus einem größeren Sortiment und auch billiger einzudecken) und für den persönlichen Konsum, sprich Schleckereien und „Schlotzereien“. Es gab dabei Stoßzeiten wie z. B. gleich nach dem Abendessen, in denen ein Pulk von lärmenden Heimschülern ungeduldig wartete, bis Else den Laden aufmachte.

Am größten war das Gedränge jedoch während der Schulpause, wenn sich auch Externe anstellten und die Schlange zur Hintertür hinaus und draußen das Hauptgebäude entlang bis in den Hof hinein erstreckte. Wenn Wuller dann einmal eine Semmel mit einer zweiten Leberkäs- oder Wurstscheibe belegte (die Scheiben fielen ohnehin schon dünn genug aus), handelte er sich auch schon einen Rüffel von seiner „raffigen“ Else ein. Natürlich hatten die Wullers auch „Nuts“, Lakritze („Bären-dreck“), Karamelbonbons und dergleichen Gaumenfreuden in ihrem Sortiment. Beliebt bei den Kleinen waren z.B. auch Brausepulver in verschiedenen Geschmacksrichtungen, das sie dadurch zweckentfremdeten, daß sie es sich häufchenweise auf die Handfläche streuten und es dann genüßlich von derselben abschleckten, was im Mund einen schäumenden Effekt erzeugte. Auch das „Briggl-Bid“ (Prickl-Pit) für 5 Pfennige nahmen sie wie das „Vivil“ oral ein, anstatt es in Wasser aufzulösen. Was die Getränke-seite anbelangt, war neben Fanta, Cola etc. auch die berühmte „Rülpserle“ im Angebot, ein schlimmes Gesöff mit oder ohne Zitronengeschmack, das seinem Spitznamen alle Ehre machte.

Ich selbst kann mich nicht erinnern, bei Wuller jemals etwas gekauft zu haben (vielleicht aus Not einen Artikel für die Schule), nachdem ich von zu Hause zu äußerster Sparsamkeit erzogen worden war (manchem Kameraden galt ich deshalb als „Schotte“). Stattdessen habe ich mir stets nach dem Frühstück ein Pausenbrot gemacht und auch immer die „Jause“ nachmittags wahrgenommen. Wurde ein Großer beim Abendessen, das zumeist „kalt“ war, nicht satt, so konnte er durchaus auch zu vorgerückter Stunde beim Wuller läuten und damit rechnen, daß dieser ihm noch eine Wurstsemmel oder ähnliches herausrückte, wobei er zur Not auch „anschreiben“ ließ. Diese liederlichen Verhältnisse konnten dann allerdings wieder für seinen „Drachen“ Else Anlaß dazu sein, ihn vor den Heimschülern abzukanzeln, wobei er ihre Vorhaltungen einfach mit stoischer Gelassenheit über sich ergehen ließ.



Am nächsten Morgen konnte man ihn nach dem Frühstück mit seinem klapprigen Moped nach Schwangau tuckern sehen, um in einem Kasten, der auf dem Gepäckträger festgeklemmt war, beim BMA (Bernhard Müller Augsburg) Nachschub für seine Minikantine zu holen.

Diese zusätzliche Einnahmequelle versiegte jedoch größtenteils nach Inbetriebnahme der neuen Schule, denn dort hatte Sepp, der Hausmeister derselben, das lukrative Pausengeschäft an sich gezogen, wobei er lediglich blanke Semmeln und Brezen anzubieten hatte. Hier sieht man ihn in seiner neuen Hausmeisterloge. Wuller machte seinen Laden schon sehr bald ganz zu, wie ich in einem Brief vom 24. 9. 1961 vermerkt habe:

„Wir haben wieder 7 neue, wohl dümmsten Lehrer bekommen. Wir haben wieder Prof. Gillhuber als Klaßleiter. In unserer Schule wird ein Milch- und Semmelverkauf eingerichtet. Der übliche Laden vom Hausmeister in der alten Schule, wo man Hefte und Süßigkeiten kaufen konnte, ist ganz geschlossen worden.“

Den Milch- und Kakaoverkauf hat dann die SMV übernommen. Man mußte sich für das Schuljahr in eine Liste eintragen und jeden Tag zur Pause seine Flasche im Parterre abholen – und selbige dann wieder im leeren Zustand in den Kasten zurückstellen. Die letzten zwei Jahre vor dem Abitur war für das Organisieren und Geldeintreiben unser „Latti“ zuständig, der sich dafür den Titel „Schlabberboß“ verdiente.

Auch zum Sepp hatten wir bis zum Schluß ein gutes, kumpelhaftes Verhältnis. Wir sahen ihn auch außerdienstlich in Aktion, wenn er als Platzanweiser und Betriebshelfer für den EVF im Kobelstadion seinen Ehrendienst versah. Groß war bei uns einmal das Gejohle während der Drittelpause eines Spiels, als der Sepp in Ausübung seiner Pflichten (hier Verschieben eines Tores) auf dem gerade neu gemachten Eis ausrutschte und der Länge nach hinfiel.

Ende des ersten Jahres, und in Folge jeden weiteren Jahres, konnten wir beim Erzieher einen Zettel mit Zimmerwünschen abgeben, die von Heimleiter und Erziehern zumeist auch beherzigt worden sind. Wenn ich zu diesem Zeitpunkt auch noch keine große Zimmerfreundschaften geschlossen hatte (wir redeten uns zumeist noch mit dem Nachnamen an, wenn sich nicht schon ein fester Spitzname eingebürgert hatte), so wollte ich auch nicht mit einer ganz neuer Belegschaft in den „Eulenspiegel“ auf der anderen Gangseite neben dem Waschraum ziehen. Nach dem vorzeitigen Abgang des unbeliebten „Friesen“ und dem Ausscheiden von „Guetsle“-Peter am Schuljahresende, und nachdem Jörg die erste Klasse wiederholen sollte oder mußte, taten Joseph und ich uns mit zwei Gleichgesinnten vom „Falkenhorst“ (das wegen seines Erkercharakters das schönste Zimmer im Vierten Stock war) zu einer neuen Zimmergemeinschaft zusammen.

Zufällig hießen beide auch Peter (einen verloren, zwei dazugewonnen), waren aber sehr leicht auseinander zu halten, handelte es sich beim einen doch um einen „Exoten“ aus Reutte/Tirol, der so manche Frotzeleien von Lehrern und Schülern über sich

ergehen lassen mußte, weil er noch sehr stark seinen Außerferner Dialekt pflegte („Gschlein di!“) und mit Vor- wie auch Nachnamen ein Namensvetter der „Heulboje“ war, die als Westentaschen-Elvis („Sugar Sugar Baby...“) aus den deutschen Juke-Boxes dröhnte. Der andere Peter hatte bereits vom ersten Jahr an seinen Spitznamen weg: Susi.

„Sie“ hatte gleich zu Beginn im „Falkenhorst“ eine eigenartige Marotte entwickelt, „ihre“ Schlafgewohnheiten betreffend. Susi legte sich zum Schlafen seitlich hin, gekrümmt wie eine Inka-Mumie, und fing nach einer Weile an hin und her zu schaukeln, bis er einschlief. Womöglich ging die Wackelei nach dem Einschlafen weiter, ich weiß es nicht, denn ich selbst kann sein ungewöhnliches Schlafgebaren nicht bestätigen und kenne es nur vom Hörensagen, wäre von Selbigem auch in keinsten Weise in meiner Nachtruhe gestört worden, weil ich schon immer als ein Frühesteinschläfer mit einem tiefen Schlaf gesegnet gewesen bin. Deshalb konnte ich auch nicht das Gequietsche der Federn und der anderen Metallteile des Bettgestells hören.